

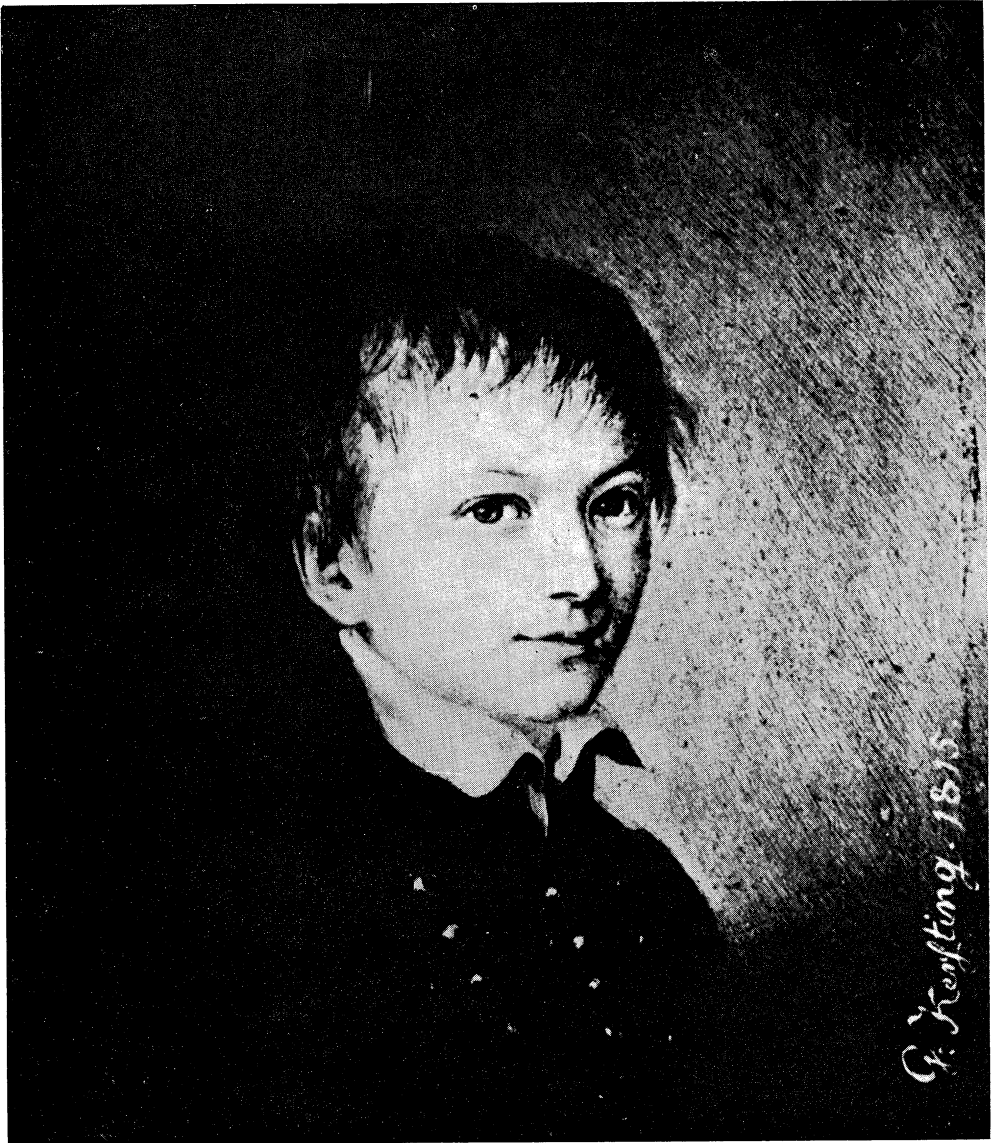
INHALT

Friedrich Wilhelm Buttel / Fortsetzung und Schluß / <i>Annalise Wagner</i>	5
„Hegel war mein Freund“ / 1. Fortsetzung / <i>Hans-Ewald Wohlfahrt</i>	25
Bildende Kunst und Tanz / <i>Dr. Hans-Georg Kaack</i>	47
Der Superintendent Andreas Gottlieb Masch in Neustrelitz <i>Hans Heinrich Fölsch</i>	61
Szenenwechsel / <i>Christian Bourjau</i>	75
Ein unbekanntes Bildnis des Malers Georg Friedrich Kersting <i>Ferdinand Trömel</i>	80
Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg <i>Friedrich Scheven</i>	81
„Als noch ein Rundgang zu zwein“	89
Die „Landeszeitung“ / <i>Helga Pape</i>	90
Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel †	94
„In den Tag mich selbst zu bringen“ / <i>Gerd Lüpke</i>	95



Georg Friedrich Kersting 1795—1847

Fürstin Anna Sapieha



Georg Friedrich Kersting

Leon Sapieha

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Alle Rechte vorbehalten
Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 24 Lübeck, Brahmstraße 27
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Friedrich Wilhelm Buttel

50 Jahre architektonisches Schaffen in Neustrelitz

Annalise Wagner

2. Fortsetzung und Schluß

6.0 Sakrale Bauten

(Nach der zeitlichen Reihenfolge v. Dr. H. Müther)

6.1 1826 — Conow

Die Saal-Kirche in Conow ist der erste Kirchenbau Buttels im Strelitzer Land. Eine frühgotische in rotem Backstein erbaute turmlose Kirche, die Glocke hängt über der Eingangstür direkt unter dem Dach. Je drei spitzbogige Holzrahmenfenster in barockklassizistischer Art. Ein kleiner Kanzelaltar mit Treppenaufgang und einer Baluster-schranke. Die Kirche steht direkt an der Dorfstraße.

6.2 1826 — Petersdorf

In Petersdorf bei Woldegk hat Buttel seinen ersten Kirchturm einer mittelalterlichen Feldsteinkirche angebaut; der vorherige Fachwerkturm wurde 5 Jahre zuvor wegen Baufälligkeit abgerissen. Es ist ein viereckiger Backsteinturm in 3 Geschossen mit drei spitzbogigen Blendnischen, einer niedrigen Attika, auf der sich ein achtseitig pyramidaler Turmhelm mit Kugel und Kreuz erhebt.

6.3 1830 — Weitin

Auch hier wieder ein Turmvorbau, quadratisch aus Backsteinen an der mittelalterlichen Feldsteinkirche in drei Geschossen mit beschiefertem Turmhelm wie in Petersdorf.

6.4 1832—42 — Neubrandenburg Marienkirche

Schon einige Jahre vor der offiziellen Auftragserteilung befaßte sich Buttel eingehend mit der Restauration der Marienkirche in Neubrandenburg. Wir halten uns bei dieser bedeutenden Leistung Buttels mehr an die Müthersche Darstellung als an die der „Kunst- u. Geschichtsdenkmäler“ von Krüger und Brückner.

Schon 1829 hat Buttel im Auftrag der Kammer einen Bericht über die baulichen Zustände der St. Marienkirche gemacht, der an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Vorausschicken müssen wir, daß 1655 durch Blitz der Kirchturm zerstört wurde, dann aber wieder renoviert und 1676 mit dem großen Stadtbrand in noch größerem Umfang mit dem Mutterschiff zerstört wurde. Die notdürftigen Bretterabdichtungen haben dann 50 Jahre den Gottesdienst bei Regen, Wind und Schnee sehr negativ beeinträchtigt, so daß sich der Landesherr entschloß, eine gründliche Wiederherstellung vorzunehmen. U. a. monierte B.:

1. Fehlen des Hauptgesimses, dadurch Zerstörung des Mauerwerkes
2. Wiederherstellung der Bekrönung des Ostgiebelfeldes
3. Turmneubau, und zwar nicht in barocker alter Form
4. Umdeckung des Daches
5. Wiederherstellung des eingestürzten Gewölbes
6. Innerer schlichter Ausbau

1832 begann Buttler mit dem Auf- u. Umbau. Als erstes ließ er die 3 Häuser auf dem Kirchplatz abbrechen und dann wurde mit dem Ostgiebel begonnen. Restaurierung und Renovierung: Maßwerk, Fialtürmchen, Abdeckung. 1834 wurde mit der Arbeit am Kirchturm begonnen. Vorher aber die Strebenpfeiler, Maßwerk der Fenster, Gesimse, Friese, Dach, Abbruch der alten Sakristei und des Gewölbes an der Südseite vorgenommen. Dann begann die Arbeit am viereckigen Turmschaft. Die roten Backsteine und den Kalk lieferte die Amtsziegelei Nemerow und der dortige Kalkofen. Buttlers achteckiger Turmschaft mit dem reichen vorgesetzten Maßwerk (vergl. Ostgiebel) wurde ein Meisterwerk ersten Ranges. Bevor der Turmbau genehmigt wurde, reichte Buttler sein angefertigtes Modell ein. Alle Schmuckteile wurden in gelbbrennendem Ton in der Radelandziegelei gebrannt.

In diesem Zusammenhang weisen wir darauf hin, daß Buttler eigentlich den Turm ohne Spitze gestalten wollte, „eine Plattform auf dem Achteck anordnen, die nur überragt würde von Giebeln und Fialen des Achteckmaßwerks“. Heute nach dem Ausbrand von Turm und Kirche (1945) sehen wir den eigentlichen Buttlerstil am Turm. Somit haben wir heute den Caspar-David-Friedrich-Turmstil, „den unvollendeten ruinenhaften, Sehnsucht erweckenden“ typischen Turm der Romantik.

Die Spitze des Turms ist nach Wunsch und Zeichnung des Auftraggebers Großherzog Georg gebildet. Bis 1838 zog sich der Turmbau hin, weil Buttler zu gleicher Zeit noch 5 andere Kirchen im Lande neu zu bauen bzw. zu renovieren hatte.

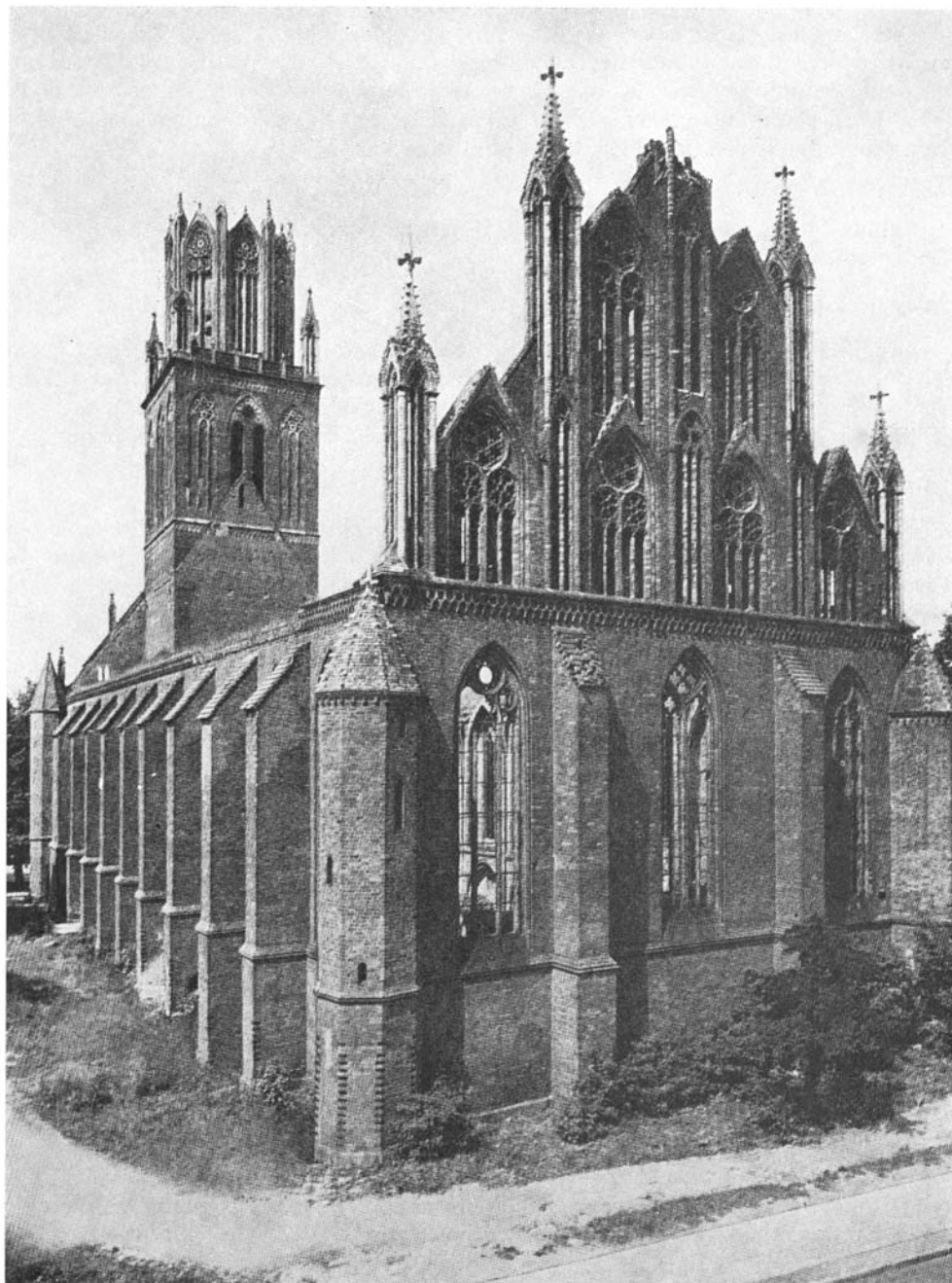
Aber das äußere Kleid von St. Marien war jetzt wenigstens in Ordnung. Es konnte nun mit der Innenarchitektur begonnen werden. Das betraf die Kreuzgewölbe, Emporen und die schlichte Anordnung des Gestühls. In überzeugender Weise richtete er an die Kammer folgende Worte: „Niemand wird leugnen, wie mächtig jene alten in reinen, selbst einfachsten gotischen Formen erbauten christl. Kirchen auf den Geist wirken, die allgemein und überall aus einer Zeit hervorspringen, wo religiöse Begeisterung und großartiges gemeinsames Streben die Mittel zu jenen Domen aufzubringen wußten, welche wir nur noch bewundern, aber nicht mehr schaffen, oft leider auch die Mittel zu ihrer Erhaltung nicht einmal mehr aufbringen können. Gestehen müssen wir, wie jene Gotteshäuser die Menschen mit Ehrfurcht erfüllen, wie ihre auf- u. himmelwärts treibenden Formen ihn mächtig und schon dann anregen, wenn noch kein Orgelton und kein Lobgesang erklingt und preisende Worte noch nicht zur Anbetung mahnen.“

In außerordentlich geschickter Technik und schwerster Arbeit mit den Werkleuten bewältigte er bis 1840 mit einfachem Stangengerüst die Wiedereinwölbung des Mittelschiffes und den teilweisen Wiederaufbau der Pfeiler.

Die vielen „Chörchen“ der 5 vergangenen Stilepochen bezeichnete Buttler als „ein wahres Chaos“ und so räumte er damit auf „einschließlich Altar, Chörchen und Emporkirchen“, dabei gingen leider, wie Müther schreibt, viele Exponate von kunst-, stil- u. stadtgeschichtlichem Wert verloren.

Anstelle des Barockaltars errichtete Buttler einen gotischen, in dessen Bildfeld ein Auferstehungsbild von Prof. Eggers angebracht wurde. Hinter dem Taufständler eine ebenfalls gotische Rückwand mit einer Kopie nach einem Gemälde von der Großherzogin Marie gemalt. Die Kanzel gotisierend vor dem dritten Pfeiler mit gelblichem Terrakottaschmuck verziert. Im Mittelschiff einfaches „kiehneres“ Gestühl — statt Holzschnitzereien an den Wangen Bemalung mit gotischen Formen.

Mit äußerster Geschicklichkeit ist Buttler dem Wunsch, damaliger Sitte für die Korporationen gesondertes Gestühl zu schaffen, entgegengekommen, indem er die Empo-



Neubrandenburg, Marienkirche

ren direkt zwischen die Pfeiler baute, und zwar nur zwei Bankreihen. Sie fielen kaum auf, dadurch konnte auch das Tageslicht durch die ganze Kirche strahlen.

Die Kapitäle der achteckigen Stützen und andere Schmuckteile wie Kleeblattbogen an den Segmentbogen unter der Emporenbrüstung usw. sind wieder aus Terrakotta und auf das Holz genagelt, wie Buttels es überall (besonders in der Neustrelitzer Schloßkirche) anordnete. Das seitliche Chorfenster mit Glasgemälde am Ostgiebel ist nach dem Entwurf von Buttels gearbeitet (4 Evangelisten).

Am 12. August 1841 fand wieder der erste Gottesdienst in St. Marien statt.

Buttels Meisterwerk, die mittelalterliche Kirche zu erhalten, ging in die Stadt- u. Kirchengeschichte unseres Landes ein.

6.5 1832 — *Wulkenzin*

Gleichzeitig mit dem Neubrandenburger Kirchenbau hatte Buttels auch den Neubau der Wulkenziner Kirche übernommen. Er ähnelte sehr der Conower, auch Dorfstraßenlage, roter Backstein mit vorgesetztem Glockenturm und steilem Pyramidendach aus Schiefer. Spitzbogige Fensternischen mit Umrahmung gelber und roter Backsteine.

6.6 1838 — *Tornow*

Viereckiger Turmanbau bei der mittelalterlichen Feldsteinquaderbau-Kirche in Ziegelrohbau mit 4 kleinen achteckigen Türmen an den Ecken. Auf der Plattform des Turmes ein vergoldetes Kreuz. Die 4 Eckfialen sind mit einem Geländer mit Vierpaßmotiven verbunden. Der Turm hat 5 Geschosse und an jeder Turmwand 2 lange schmale Spitzbogenschallöffnungen.

6.7 1836/37 — *Eichhorst*

Die aus dem 14. Jahrhundert stammende Feldsteinquaderkirche in Eichhorst hat Buttels in der Innenarchitektur völlig umgestaltet und ihr einen quadratischen Turm bis zum First im oberen Geschoß achtseitig in Fachwerk angebaut. Er wird von einer scharf eingezogenen Pyramide (siehe den Turmhelm der nachbarlichen Kirche in Jatzke) gekrönt.

6.8 1842 — *Brunn*

Ähnlich der veränderten Innenarchitektur in Eichhorst wurde die in der Kirche zu Brunn von Buttels vorgenommen. Auch hier war ein Feldsteinquaderbau zu renovieren und erstmalig ihr ein Turm anzugliedern. Das Innere hat Buttels gotisierend gestaltet. Auch hier ein Retabel-Kanzelaltar wie in Eichhorst, ganz gotisierend mit Spitzgiebeln, dreigliedriger Wimperg, kurze flankierende Fialen mit Kreuzen.

6.9 1842 — *Quastenberg*

Neubau einer roten Backsteinkirche im Rechteck mit Giebelwand ohne Apsis unter Verwendung des barocken Kanzelaltars mit weißgekalkter Balkendecke. Drei gekuppelte Rundbogenfenster mit gotischem Maßwerk (Terrakotta). Eine außerordentlich lichte, harmonisch gestaltete kleine Dorfkirche.

6.10 1840-43 — *Wanzka*

1833 schlug der Blitz in die alte Klosterkirche zu Wanzka und zerstörte sie bis auf die Ringmauern. Schon während Buttels in Neubrandenburg mit der Marienkirche beschäftigt war, machte er sich Gedanken und Pläne für den Wiederaufbau. Daß dies

Projekt ihn sehr interessiert haben wird, genau wie das der Marienkirche in Neubrandenburg, nehmen wir stark an. Aber da das Staatsäckel sehr mager war, konnte Buttlet nicht, wie er plante, einen gotischen Wiederaufbau wie in der Marienkirche durchsetzen. Er mußte sich auf die Möglichkeit der Gottesdiensterhaltung einzig und allein beschränken. Eine flache Balkendecke wurde eingezogen, der nordwestliche Treppenturm mit eingezogenem pyramidalen Turmhelm wurde wieder neu aus rotem Backstein mit Kreuzblume (Terrakotta) errichtet.

Höchst einfach ist Gestühl und kleiner gotisierender Retabel-Altar. Jedenfalls hat Buttlet es verstanden, mit geringen Mitteln die alte Kirche mit den schönen dreiteiligen spitzbogigen Fenstern zu einem warmen Andachtsraum zu gestalten.

6.11 1843 — Dahlen

Hier in Dahlen fügte Buttlet der alten Feldsteinkirche einen Fachwerkturm auf dem schon vorhandenen Feldsteinunterbau an. Im 1. Obergeschoß Glockenstube, im 2. die Turmuhr. Darüber eine viereckige, steile, mit Schiefer gedeckte Pyramide als Turmhelm.

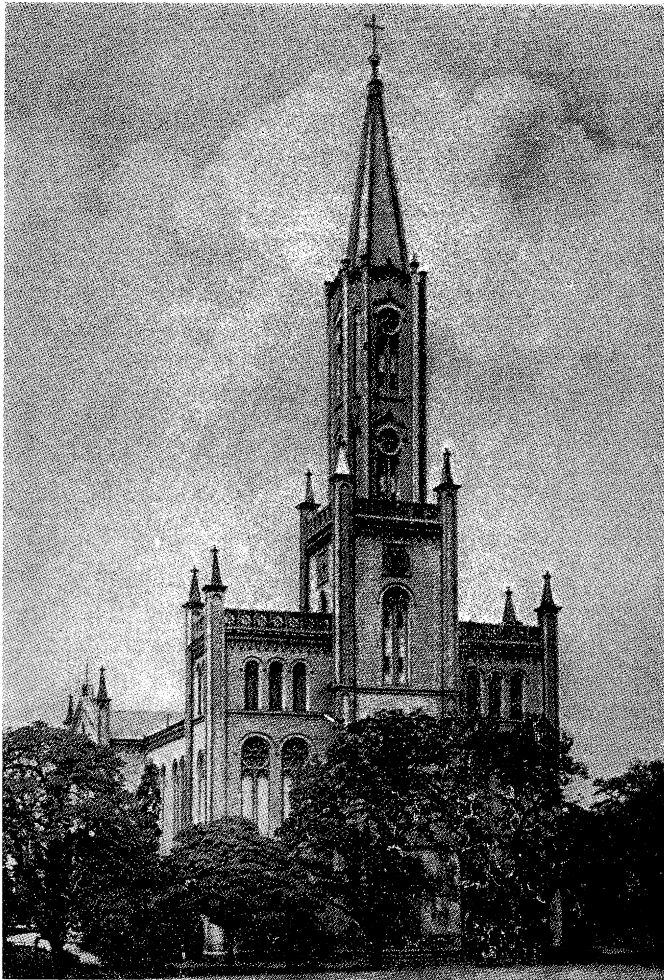
6.12 1843 — Leppin

Auch hier wieder Turmbau und Renovierung der Feldsteinkirche. Jedoch ist Buttlet dieser Turm (dem später in Fürstenberg erbauten ähnlich) als Glied einer Feldsteinkirche wenig geglückt. Er mutet uns wie ein neues Experiment an. Horizontal-Profil in Firsthöhe. Ungleiche Höhe des 2. Geschosses zu den anderen, Material Ziegelrohbau, zwei rundbogige Blendnischen, darüber im 3. Geschoß Uhrzifferblatt. Die Plattform des Daches ist von einem Konsolengesims umgeben, auf dem mehrere kleine Backsteinpfeiler den allzu hohen Backsteinkegel (= Turmhelm) umgeben. Dieser Turm ist als Studie zu dem Fürstenberger zu werten.

6.13 1845-1849 — Fürstenberg

Die Vorgeschichte zum Bau der Kirche in Fürstenberg beschreibt Mütter eingehend, und sie datiert eigentlich schon ab 1807, als Baumeister Dunkelberg nach dem Totalbrand der Stadt (1798) mit dem Wiederaufbau der Stadt beauftragt war. Der Bau zog sich aber wegen des Bauplatzes und wegen der gänzlichen Verarmung der Stadt noch bis 1845 hin. Materiallieferung, Hand- und Spanndienste der Bürger, Bauart spielten bei der Realisierung eine negative Rolle, bis schließlich Buttlet 1830 den Auftrag für Risse und Kostenanschlag erhielt. Einzig und allein entschieden dann 1841 die Bürger, die wegen ihres Gottesdienstes im Schloß doch in großer Bedrängnis waren und endlich nach 42 Jahren Wartezeit wieder eine eigene Kirche verlangten. Buttlet hatte drei Entwürfe vorgelegt: gotisch, byzantinisch (wie er seinen eingereichten Plan selbst nannte) und neue gemischte Bauart. Der Großherzog entschied sich für Buttlets besten Entwurf im byzantinischen Stil. Erwähnen wollen wir, daß Buttlet bei einer Einwohnerstärke von 2125 eine Bestuhlung für 800 Personen kalkulierte. Daraus resultiert das große damalige kirchliche Bedürfnis in der Biedermeierzeit und der zahlenmäßig enorme Kirchenbau im Lande.

Die Kirche wurde nun auf dem Platz des früheren Kirchhofes inmitten der Stadt auf dem Markt gebaut. Die Ziegelei Radeland lieferte gelbe Backsteine und der Wustrower Kalkofen den Kalk. Es wurde also ein backsteingelber Rohbau in kreuzförmigem Grundriß mit halbrunder Apsis im Westen und breitem Turmhaus im Osten in byzantinischem Stil gebaut. Sie wirkt durch die besondere Anbringung der seitlichen Emporen, die weit in den Mittelraum vorstoßen, als seitliche Altane, auf Konsolen ruhend



Kirche zu Fürstenberg

nicht mehr so groß. Alle Holzteile der Innenarchitektur sind aus gefirnistem „Kiehnholz“. Statt der kostspieligen Holzschnitzereien auch hier wieder Tonmalerei, Terrakotten an Kapitälern und Emporenkonsolen, und wo diese nicht zur Verzierung angebracht, billige Malereien gotischer Motive.

Über allem wölbt sich das Gebälk einer Holzbalken-Kassetten-Decke. Abgelenkt und aufgelockert wird die Schwere der Decke durch mehrfache farbige Tonmalereien (Apsis, Deckenmalerei). Zwei rundbogige Fensterreihen betonen die Zweigeschossigkeit. Die zwei- u. dreiteiligen Fenster bestehen billigerweise aus Stein-Eisen-Blei-Glas. Die Portalseite mit dem Turm hat Buttler besonders schmuckvoll gestaltet. Als 3. Geschoß die Glockenstuben mit Rundbogenöffnungen. Ein achteckiger Turm mit gleicher Spitze ragt im Mittelbau der Vorderfront schlank auf. Auch hier wieder der hellgelbe Backstein, den Buttler auch für die Turmspitze verwendet. „Dunkle Backsteine wirken etwas schwerfällig“; trotz der hohen Transportkosten von der Radelandziegelei, anstatt rote von Priepert zu nehmen, blieb Buttler bei seinen geliebten gelben Steinen. Die Mehrko-

sten sparte er bei der Innenarchitektur wieder ein. In 3 Jahren war die Kirche zur Einweihung fertig.

6.14 1846 — Roggenhagen

Hier war nur eine Renovierung, die Errichtung eines Kanzelaltars und der Westempore vorgesehen. Eine etwas zwiespältige Lösung, vor den beiden großen Fenstern Kanzel und Schalldeckel zu bauen.

6.15 1854 — Plath

Hier hat Buttler einen massiven freistehenden roten Backsteinturm westlich der Feldsteinkirche nach gotisierender Art vorgebaut. Auf dem zweigeschossigen quadratischen Unterbau, von Eckfialen begleitet, erhebt sich ein achteckiges Obergeschoß mit Schieferpyramide.

6.16 1854 — Alt Gaarz

Die Alt Gaarzer Kirche ist ein schlichter Fachwerkbau im Rechteck mit Satteldach mit einem quadratischen Fachwerkurm, der in der Westwand etwas vorspringt. Die Decke aus naturfarbenen Kiefernholzbalken.

Der Turmhelm, eine achtseitige Pyramide, mit Schiefer abgedeckt, die Spitze mit Kugel und Kreuz. Alles in allem ein schöner schlichter Kirchenbau.

6.17 1854/55 — Dabelow

Auch hier wie in Alt Gaarz ein rechteckiger Fachwerkbau. Die Backsteinfüllungen dekorativ gestaltet, auch Zierholzverstreben und dunkelbraun glasierte Steine als Rahmen wirken etwas allzu bunt am äußeren Kleid der Kirche. Die Altarwand in schwarzen Dreiecksgiebel gerahmt, links daneben die Kanzel, deren Schalldeckel mit Fries und Kreuz abgeschlossen ist.

6.18 1854-1857 — Voigtsdorf

In Voigtsdorf baute Buttler eine massive Kirche, rechteckiger Grundriß, mit viereckigem Turm und etwas eingezogener Schieferpyramide als Turmhelm mit Kugel und Kreuz. In 4 Geschossen steigt der mit Blendnischen und hölzernem Uhrenzifferblatt (im obersten Geschoß) versehene Turm auf. Die Ecken des Obergeschosses sind mit kleinen vorgekragten Eckfialen geschmückt. Diese Eckfialen wiederholen sich an den Gebäudeecken. Bis zur Traufhöhe besteht das Mauerwerk aus Findlingen, darüber aus roten Backsteinen. Kein Kanzelaltar, keine Apsis wie bei den meisten seiner Dorfkirchen, dafür ein gotisierendes Altargehege.

6.19 1854-59 — Schloßkirche Neustrelitz

Nachdem die kleine Schloßkapelle etwa 100 Jahre den Ansprüchen der Schloßgemeinde recht und schlecht gedient hatte, sie aber mit zunehmender Vergrößerung der Gemeinde, besonders an hohen Festtagen, doch viel zu klein geworden, wurde der Plan eines gesonderten Schloßkirchenbaues unter Großherzog Georg akut, und Buttler wurde um ein Gutachten der von Serenissimus gemachten Vorschläge gebeten. Der Wunsch des Bauherrn war, daß der Architekt sich nach der gotischen Kirche in Batala (Portugal) richten möge, das Baugelände war zwischen linkem Pavillon und Marienpalais gewählt. Buttler hatte für beide Vorschläge begründete Einwände. Besonders schlecht war das absinkende Baugelände, da „die Gefahr von Rutschungen und verschieden

starkem Setzen“ des Baues bestand, dadurch könnten Rissebildungen und Mauertrennungen entstehen. Außerdem sei die Kirche in Batala aus Sandstein und in so reicher Gotik, daß die Kosten bei einem ähnlichen Bau sehr hoch würden. Buttelt schwebte ein ähnliches Modell wie das der Fürstenberger Kirche vor. Außerdem machte er aufmerksam, daß die Kirche in Batala dem katholischen Glauben dient und ganz anderen klimatischen Verhältnissen ausgesetzt sei wie die im Norden, und ein Kopieren der alten Gotik lehnte er auch ab.

Stets war für Buttelt Material und Form sowie Zweckbestimmung des Baus das Primäre, das eine Einheit in künstlerischer Harmonie zu bilden habe. Der Auftraggeber Georg stimmte Buttels Ansichten und Vorschlägen zu, und so standen dann zwei Entwürfe zur Diskussion.

Der erste Entwurf, der aber wegen zu hoher Baukosten nicht angenommen wurde, stellt Buttels reifstes Werk in seinen Kirchenbauten dar. Kreuzform mit sehr breiten Armen. An den äußersten Enden die zwei Eingänge, kein Mitteltgang (!), Querhausanlage, gegenüber der Apsis Orgel- und Sängereмпore. Flache Dekonkonstruktion. Eine äußerst prunkvolle Fassade, zweigeschossig mit hohen Spitzbogenfenstern, Vierpaßornamenten, reiches Gesims, fialengekrönte Mauervorlage, prunkvoll gegliedertes Mittelportal mit dem hohen Turm, der von zwei schlanken Fialen begleitet wird. Vergleiche mit Fürstenberg und Neubrandenburg sind gegeben. Hier hat Buttelt das meisterhaft gelungene Experiment: die Horizontale mit der Vertikalen in Gleichmaß zu setzen bewiesen. Natürlich ist die breite Fassade sicher auch wegen des abschüssigen Geländes gewählt.

Der zweite Entwurf ist eine kreuzförmige einschiffige Saalkirche in gelbem Backsteinrohbau. Gegenüber der Orgel- und Sängereмпore die Apsis mit gotischem Spitzbogen überwölbt und reich ausgestattet. Zwei kleine seitliche Emporen für Hof und Hofbeamte, die die seitlichen Arme des Kreuzes ausmachen, sind aus Holz, stehen auf Rundeisensäulen und sind mit Schnitzereien verziert. Die Kanzel schräg gegenüber der Hofloge, und ein „Epitaph“ mit einem Gemälde unweit der anderen Hofloge, neben der Altarwand, geben ein ausgewogenes edles Bild. Das Epitaph ist in eine gotische Umrahmung gesetzt, um mit der Kanzel zu harmonisieren. Das Ölgemälde stammt von der Großherzogin Marie: eine Kopie der Madonna Franz I. von Raphael (Louvre), das Bad des neugeborenen Kindes darstellend. Die Kanzel ist von mehreren Nischen mit Terrakottafiguren ummantelt, die der Berliner Bildhauer Reinhold modellierte: zwei alttestamentarische (Moses und Jesajas), zwei Apostel: Petrus und Paulus, Augustinus und Luther.

„In diesen sechs aus der Kirchengeschichte ausgewählten Vertretern umwindet eine gedankenreiche, geschichtsgeladene Kette von Geistesträgern den Kanzelrumpf. Männer aus dem jüdischen, römischen und deutschen Volk und aus drei Jahrtausenden erscheinen als Zeugen der universalen innerweltlichen Wirklichkeit des Reiches Gottes.“ (Erich Brückner, 100 Jahre Schloßkirche. In: Carolinum 1961 Nr. 33, S. 51)

Das Altarbild im Retabelaltar stellt die Kreuzabnahme und Grablegung Christi dar, von Prof. Kannengießler gemalt. Buttelt wollte ein anderes Gemälde von Raphael als Altarbild, das aber aus unbekanntem Gründen abgelehnt wurde.

Ein marmorner Altartisch vor dunklem Hintergrund wird von einem etwas romantisch ausgemalten Gewölbe gekrönt (nach 1945 alles verändert und modernisiert). So hat Buttelt eine neue einmalige Bilderwand: Altar-Epitaph-Kanzel geschaffen und in verschiedenen Kunstformen eine historische belebende Aussage zum Gottesdienst er-



Schloßkirche Neustrelitz
Portal mit Rosetten im Seitenschiff

reicht. Weitere Belebung der Andacht im Gemeinderaum erreichte Buttell durch vier große Fenster in Glasmalerei, die die Geschichte Jesu zum Inhalt hatten.

Mit den zwölf Türmen, zwei ganz hohen in der Fassade der Mittelfront, zwei niedrige als Eckfiale des vorgesetzten Mittelrisalit und 8 Ecktürmen hat Buttell das Höchstmaß an Schlankheit im evangelischen Turmbau erreicht. Er sagt selbst (Ansprache Buttells bei der Grundsteinlegung der Turmfront zur Klosterkirche Malchow): „Türme von Gotteshäusern sind den Christen schöne Symbole ihres Glaubens, wenn deren Formen aus wahrer religiöser Begeisterung hervorgegangen, kühn, frei und edel von der Erde sich aufwärts erheben.“

Das Buttelsche Problem, „die Dynamik germanischer Kraft und die beruhigte, erdgebundene Statik der Antike zu neuer Harmonie zusammen klingen zu lassen“ (Brückner, S. 55 Carolinum Nr. 33), hat hier eine etwas andere Lösung wie in seinem 1. Schloßkirchenentwurf gefunden. Viel gestraffter und aufgelockerter erscheinen sie,

„ein symbolhafter Expressionismus knappster Materie, vom Geist durchdrungen“ nennt Brückner die „steinernen Schäfte“ dieser Kirche.

Die Fassade betont noch einmal den vielleicht eigentlichen Gedanken, der diese Kirche geformt hat, sie zu einer Apostelkirche zu gestalten. Petrus und Paulus an der Kanzel, die übrigen 10 Apostel auf der Emporenbrüstung verteilt, hier an der Fassade auf Laubkonsolen stehend: Lucas, Johannes, Markus, Matthäus. In ihrer Mitte die große Fensterrose (das Maßwerk umgeben 12 Kreise) mit dem Christuskopf als Haupt der Gemeinde. Symbolcharakter: 12 Jünger um ein Haupt!

Die Zeichnung der Apostel fertigte Buttell selbst an, der bildhauerischen Gestaltung nahm sich Prof. A. Wolff an. Den Brand in Ton machte die Werkstatt March, Berlin. Auch hier bei den Aposteln „hat die Antike eine Rolle gespielt, alle tragen die römische Toga“. Nicht minder reich sind die Giebelseiten der Kirche gestaltet. Rosetten über den Fenstern und Portalen, Maßwerk mit horizontalen Gesimsen und galerieartigen Bekrönungen zieren die Seitenwände.

Zum Abschluß dieses großartigen Werkes noch einige Fakten aus Dr. Müthers Dissertation. Erst 1856 begann der eigentliche Bau, da Baumaterial und Geld knapp waren. Kalk lieferte der Prälanker Kalkofen, Backsteine die Qualzower-, Starsower- und Pripertsche-, die gelben Vormauersteine und die Formsteine die Radeland-Ziegelei. Mit den Fundamenten mußte man bis auf 16 Fuß (=4,64 m) zum festen Baugrund herabgehen.

6.20 1860 — *Krumbeck*

Diese alte Feldsteinkirche gestaltete Buttell nur im Innern um: Emporen, Kanzeltar mit dreiteiliger Retabel.

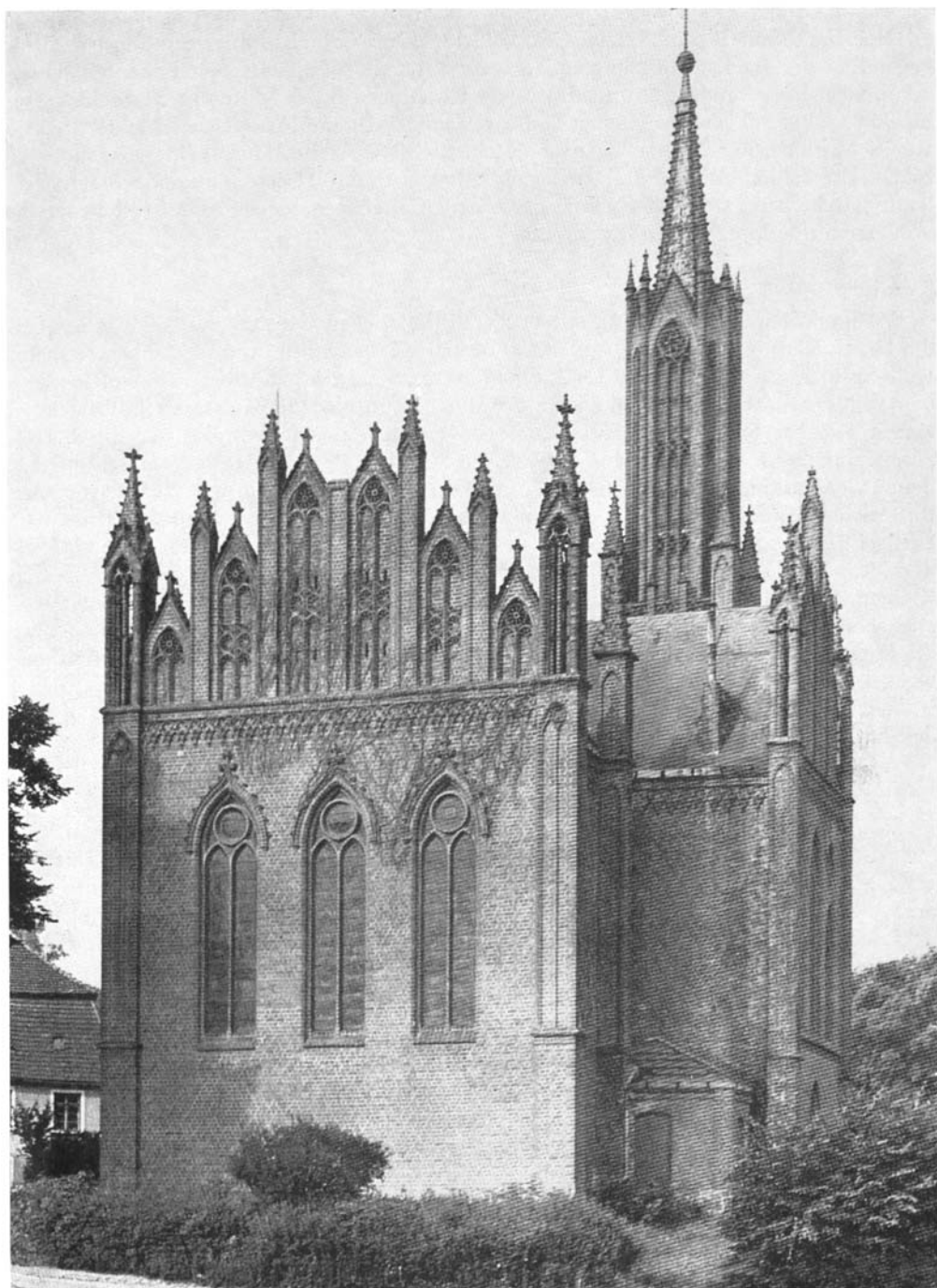
6.21 1864/65 — *Zierke*

Eine kleine im gotischen Stil errichtete Kirche aus gelben Backsteinen, anklingend an englische Dorfkirchen, weicht aber in dem Turmanbau völlig von Buttells übrigen Kirchen ab. Nach dem Totalbrand des Dorfes 1860 war beim Wiederaufbau auch eine neue Kirche geplant. Rechteckiger Grundriß mit viereckiger Apsis. Auf der Nordseite der große Glockenturm, auf der Südseite der kleine Treppenturm zur Empore. Feldsteinfundament, gotisierendes Gesims an der Traufe, drei spitzbogige Fenster in der Apsis, an der Außenfläche Mauerpfeiler, zwischen diesen paarweise Spitzbogenfenster, Holzbalkenkassettendecke. Der Altar ist mit einer Kopie nach van Dyck, gemalt von Großherzogin Marie, geschmückt.

Diese kleine Dorfkirche bietet dem Spaziergänger am Zierker See ein reizendes Bild auf das Dorf Zierke. Der Turm der Kirche bildet eine malwische Silhouette vor dem dunklen Kiefernwald.

6.22 1868 — *Liepen*

Dr. Müther bezeichnet die von Buttell neu erbaute Liepener Kirche als eine der schönsten Dorfkirchen Buttells. Rechteckig mit halbkreisförmiger Apsis, quadratischem Turm, Balkenkassettendecke, Kassetten naturfarben aus Eichenholz. Die Apsis mit spitzbogigem Triumphbogen, dreiteiliger Altar mit Retabel in reicher Gotik mit 4 durchbrochenen Eckfialen, Maßwerk, Krabben und Kreuz verziert. Das Altargehege mit eichengeschnitzten Zierstäben. Die Kirche ist auf Feldsteinfundament gebaut. Ein dreigeschossiger Turm mit steiler beschiefelter Pyramide als Turmhelm, Kugel und Kreuz und einem schönen gotisierenden Portal, gibt der Kirche ein bemerkenswertes Profil.



Malchows Stiftskirche von Nordosten

6.23 1867-69 — Fürstenhagen

Hier baute Buttell seine letzte Kirche; rechteckiger Grundriß mit vorgebautem Turm gegenüber der flachen Spitzbogennische für den Altar. Je sechs Spitzbogenfenster an den beiden Langwänden, ein quadratischer Kirchturm in der Mitte der westlichen Giebelwand. „Bis zur Traufe ist der Bau aus Feldsteinen mit Ausgleichsschichten aus je vier Schichten roter Backsteine nach je einem Meter Höhe.“ Ein nicht gutes äußeres Bild. Sehr schlichtes Gestühl, einfacher Altartisch mit Holzschranke davor. Buttells letzte Kirche zeigt schon den müde gewordenen alternden Meister. Dr. Mütter spricht von einem trostlosen kalten Innenraum.

6.24 1844—49 — Malchow

Während der Beschäftigung mit Fr. W. Buttell stießen wir auf zwei sakrale Bauten, die Dr. H. Mütter in seiner Dissertation nicht berücksichtigte, wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht zu der Synode des Kirchenkreises Stargard gehörten. Wir wollen diese beiden Kirchen aber wenigstens kurz erwähnen. Zunächst die Klosterkirche Malchow. Kaum 40 Jahre hat Buttells Neubau der Klosterkirche gestanden, als 1888 durch Heizungsfehlbau ein Totalbrand bis auf Turm und Mauer den Kirchenbau vernichtete. Bei dem Wiederaufbau hat Baurat Daniel aber die äußeren Bauteile und den Turm nach Buttellschen Unterlagen wieder mit einbezogen. Die hohen Spitzbogenfenster des Kirchenschiffs werden von Fialen begleitet, die von der Traufe bis zum Dachfirst als kleiner Turm mit Pyramidenhelm das Dach umrahmen und sich auch am dreigeschossigen eckigen Turm (53 m) bis zum Beginn der Helmspitze fortsetzen. Das Äußere des Kirchenschiffs ähnelt auffallend dem der Klosterkirche in Dobbertin. Wir können über die Innenarchitektur nichts berichten, da uns keine Quellen zugänglich waren und verweisen nur in diesem Zusammenhang auf die Gottheil'sche Zeichnung. Es ist bedauerlich, daß Prof. Dr. Schlie in seinem Denkmalswerk den Buttellbau nicht behandelt hat.

6.25 1828—37 — Dobbertin

Was nun die Dobbertiner Klosterkirche betrifft, so hat Prof. Dr. Schlie die „Phantasie-Gotik an diesem Bau, die des eindringenderen Studiums der alten Gotik ermangete“, nicht positiv beurteilt. Sie erscheint ihm wie ein Fremdling und könnte eine Schwester der Friedrich-Werderschen Kirche von Schinkel sein. Er behauptet, daß Schinkel die Ummantelung, den Außenbau entworfen und Demmler ihn durchgeführt hat und in Schinkelscher modifizierter Gotik präsentiert.

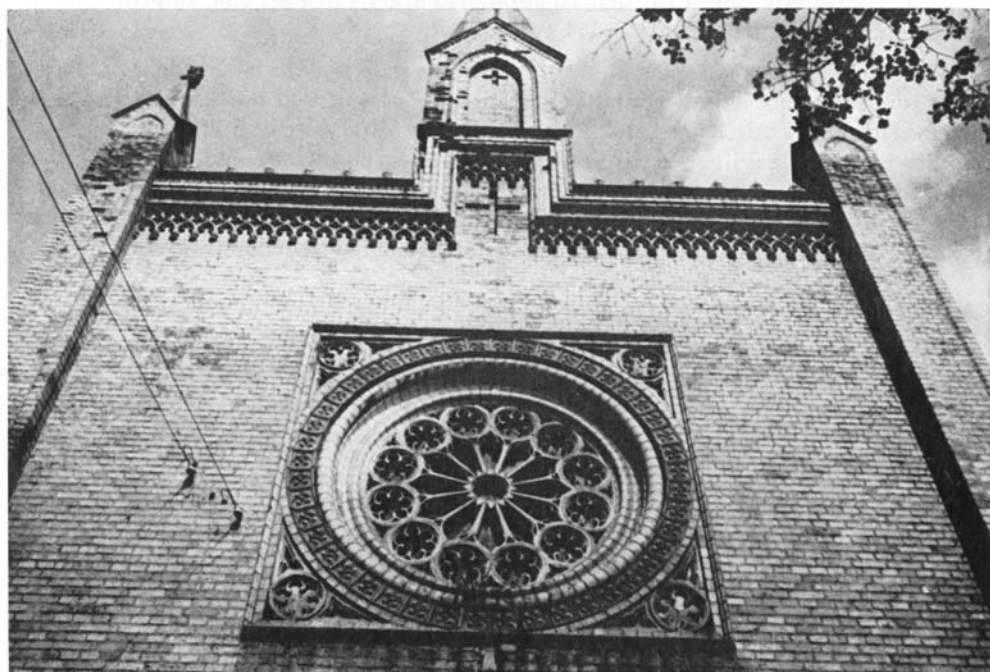
Joh. Friedr. Pries schreibt in seinem Aufsatz „Die Baumeister Mecklenburgs und ihre Werke“ (Zeitschr. Mecklenbg. 1924, Heft 1, S. 16), daß Buttell (als einstiger Meisterschüler Schinkels) „1828/37 zum Umbau der Kirche in Dobbertin zugezogen, entwarf die Pläne und hatte die obere Leitung des Baues, er schuf damit das einzige Turmhelmpaar im Lande, das von der Blankenberg-Karower Eisenbahn über den See hinweg gesehen, ein so schönes Bild bietet“.

Wir sind der Ansicht, daß im Übereifer Schinkelscher Verehrung Prof. Dr. Schlie diesen Umbau der Dobbertiner Kirche Schinkel und seinem Schweriner Landsmann Demmler als Bauführer zugesprochen hat.

Den mittelalterlichen Kern der Klosterkirche kann aber der Kenner noch im Innern der Kirche feststellen.



Friedhofskapelle Neustrelitz



Friedhofskapelle Neustrelitz
Rosette über dem Portal

7.0 Die Friedhofs- und Grabkapellen

7.1 1851/52 — Friedhofskapelle Neustrelitz

Ein neuer Friedhof, der 3. in Neustrelitz, erforderte 2 kleine Bauten: eine Leichenhalle mit Sezierraum, sowie ein Häuschen für den Gärtner. Diese beiden Häuser wurden rechts und links am Eingangstor errichtet. Buttell erhielt nun den Auftrag, zwischen beiden Häusern eine Kapelle zu bauen. Dadurch war Buttell gezwungen, „die Kapelle ohne Orientierung am Haupteingang und an die Hauptachse des Friedhofs zu legen“.

Ein rechteckiger Bau mit Empore am Eingang und halbkreisförmiger Apsis auf der gegenüberliegenden Seite. Beide Nebengebäude sind von der Halle aus betretbar.

Daß Buttell seine Kapelle diesen Nebengebäuden organisch einfügte, ist ein Meisterstück, und niemand kommt auf den Gedanken, daß hier ein fremder Bau zwischen kleinen älteren steht. Interessant wirkt der Bau in seiner dreifach horizontalen Abstufung durch die halbe Höhe der Anbauten. Die Fassade ist durch ein spitzbogiges Eingangportal, darüber große Rosette im Viereck, geziert. An den Giebelecken steigen schlanke eckige Fialen bis zur Traufe auf, darauf gotisierendes Traufgesims, und knapp dahinter erhebt sich der Pyramidenturm mit spitzbogigen Blendnischen über dem flachen Dach.

Fünf gotische schmale Fenster an jeder Langseite erhellen die Kapelle. Die Apsis war mit dem Auferstehungengel (al fresco) von Prof. Eggers in zartesten Farben verschönt. Leider ist dieses Werk aus Unkenntnis vor einigen Jahren mit weißem Kalk übermalt worden. Die Kapelle wurde aus gelben Radelandbacksteinen errichtet.

7.2 1864 — Friedhofskapelle Neubrandenburg

1861 projektierte Buttell für den Neubrandenburger Friedhof eine Kapelle, die aber erst nach einem zweiten Entwurf 1864 gebaut wurde.

Auch ein Rechteckbau, Eingänge an den Langwänden, Altar im Norden, Empore im Süden, quadratischer Turm frontal vorgebaut in 3 Geschossen mit eingezogenem sehr steilem Turmhelm mit Kugel und Kreuz. Der Turm hat offene Spitzbogenfenster an den vier Seiten. Die seitlichen Eingangswände an der Turmfront sind mit Rosetten geziert. Ein gotischer vorspringender Ziergiebel über der Eingangstür. Die einzelnen Turmgeschosse sind durch horizontale gotische Gesimse betont. Eine Balkenkassettendecke schließt den Aussegnungsraum mit seiner schlichten Bemalung würdig ab.

7.3 Mausoleen

Mehrere Mausoleen auf dem alten und neuen Friedhof in Neustrelitz stammen von Buttell. Meistens sind die Grabkapellen quadratisch auf Feldsteinsokkeln errichtet. Eine zweiflügelige Tür, spitzbogig mit Türrahmenprofil in rundbogigen bis zur Erde laufenden Linien oder Wulst und Fase. Auch Rosetten im Spitzbogenfeld und Eckfialen mit Pyramidenhelm kommen vor.

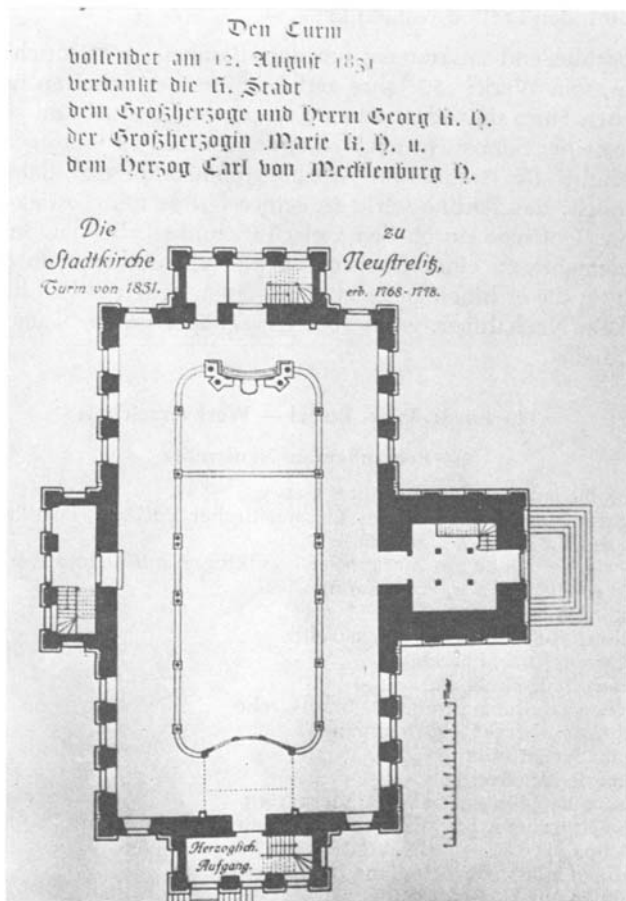
Ein schöner Quaderbau mit Rundbogenblenden inmitten dorischer Pilaster mit breitem Gesims unter dem Satteldach wurde zur Ruhestätte des Bundestagsgesandten beim Frankfurter Parlament C. W. von Pentz (gest. 1827); einen gotischen Baldachin mit edlem Maßwerk Kreuz und Ziergitter, alles schmiedeeiserne Handarbeit, entwarf Buttell für den Staatsminister von Oertzen 1837, 4 Grabkapellen sind uns in Erinnerung auf dem alten Friedhof, 2 auf dem neuen, die Buttell gestaltete. Der alte Friedhof ist nach 1945 bebaut; auf dem neuen erwähnen wir Buttells eigene Kapelle in gelbem Backstein und weinrotem Putz.

8.0 NACHWORT

Es ist nun hiermit versucht worden, Fr. W. Buttel als Mensch, als Künstler, als Baumeister profaner und sakraler Architektur gerecht zu werden. Ohne die Benutzung von Dr. Müthers wissenschaftlicher Untersuchung der Kirchenbauten Buttels hätte diese Arbeit ein allzu dürftiges Gesicht bekommen. Daß Buttel durchaus seinen eigenen unbeirrbareren Weg ging und in Georg von Mecklenburg-Strelitz einen wohlwollenden, belehrbaren, verständnisvollen Bauherrn fand, war für Buttel sehr wertvoll.

Diese erste Zusammenstellung der Profanbauten erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. In der kurzen Zusammenstellung der ausgeführten Bauten in den 44 Jahren der Regierung Großherzogs Georg finden wir eine ganze Anzahl, die höchstwahrscheinlich auch Buttel gebaut hat. Da in dieser Zusammenstellung (1859) niemals der Baumeister genannt, ist es nicht angebracht, mit „wahrscheinlichen“ Bauten das Werkverzeichnis zu füllen. Wenn wir bei den Sakralbauten keineswegs eine vollständige Beschreibung der jeweiligen Kirche gaben, weil es eine Wiederholung der Mütherschen Arbeit wäre, so haben wir dennoch aus derselben wesentliche Fakten, die eine Vorstellung der jeweiligen Kirche vermitteln, gebracht.

Eine gründliche Wiedergabe der innenarchitektonischen Neugestaltung des Schlosses vermieden wir, da das gesamte Schloß 1945 zerstört wurde. Wäre es noch erhalten



und weiter, wie seit 1920, Museum etc., hätte es einen Sinn gehabt, Buttels künstlerische Umgestaltung zu betrachten.

Schüler eines großen Meisters zu sein, ist nur dann gut, wenn der Schüler ganz neue andere Wege als sein Meister geht, dann wird er als solcher auch namentlich in die Kunst eingehen. Buttels war ein guter genialer Schüler seines Meisters und so sensitiv, daß er oft seines Meisters Handschrift übernahm, daher mag es gekommen sein, daß man den Meister Schinkel und nicht den Meisterschüler Buttels (s. Dobbertin) als Architekt angab. Auch das ist eine gewisse Tragik.

Und so kommen wir im Ausklang dieser Arbeit zu einem Schlußgedanken, daß nämlich über dem großen Baumeister von Neustrelitz eine tiefe Tragik lag: der Bildhauer und Baumeister Chr. Ph. Wolff mußte mitten im höchsten Schaffensdrang durch Operation mit 48 Jahren sterben; der Landbaumeister Dunkelberg, der gleichzeitig mit Wolff arbeitete und nach dessen frühem Tod mit Buttels arbeitete, trat zu Buttels Zeit sehr in den Hintergrund und bekam keine architektonischen Aufträge mehr (nur Vermessungsarbeit), da er die Gunst des Hofes, wie Wolff und Buttels, nicht besaß. Außerdem traf ihn ein furchtbares familiäres Schicksal: innerhalb weniger Wochen starben seine 5 Kinder im Alter von 1 — 12 Jahren an der Ruhr. Der dritte Baumeister Buttels hatte 11 Kinder (5 Töchter, 6 Söhne) und eine leidende Frau, also kein erholsames Zuhause, dazu die berufliche Überbeanspruchung, die zu einem nervlichen Zusammenbruch führte und ihn den Freitod wählen ließ.

Fassen wir abschließend zusammen, um dem Baumeister Friedrich Wilhelm Buttels gerecht zu werden, sein Werk: „50 Jahre architektonisches Schaffen in Neustrelitz“ in seiner künstlerischen Form und Idee, seiner Zweckgebundenheit und seinem Stoff, seiner Materie sowie seiner Sehnsucht nach einem neuen Stil zu würdigen und zu verstehen: „Das Gotische in der Architektur ist unbestimmt anregend, daher weiblich. Das Griechische männlich; das Antike wirkt in seiner Größe und Festigkeit in den materiellen Massen, das Gotische durch den Geist“ (Schinkel). So hat Buttels es also versucht, beide Stilelemente zu einer fruchtbaren Ehe umzubilden, um der Baukunst in der stilarmen Zeit, in die er hineingeboren ward, einen neuen Stil zu hinterlassen. Deshalb war Buttels kein Nachahmer, wohl aber ein schöpferischer Neugestalter, und das ist sein hohes Verdienst.

9.0 Friedr. Wilh. Buttels — Werkverzeichnis

9.1 Profanbauten Neustrelitz

- 1820 — Schloß Neustrelitz, Umbau unter Georg
- 1820 — Tiergartenstraße 11, massiver klassizistischer Putzbau, Portikus dorischer Ordnung mit Balkon. 1972 abgerissen
- 1821 — Chinesischer Kiosk am Zierker See — Oktogon mit dekorativer Ornamentik. Badeanstalt Zierker See, abgebrannt
- 1822 — Theater Neustrelitz
- 1828-37 — Pavillons vor dem Schloß Neustrelitz
- 1824-26 — Tiergartenpforte, Hirschtor
- 1830 — Hofmarschall-Haus, Parkstr. 1
- 1830/31 — Mädchenschulhaus hinter der Stadtkirche
- 1830 — Kolonnaden-Markt, (Spritzenhaus)
- 1840/41 — Rathaus Neustrelitz
- 1840-42 — Orangerie Neustrelitz
- 1842 — Louisenstift Mühlenstraße, Kindergarten
- 1843-46 — Kaserne Strelitzer Str., Exerzierhaus, Kanonenschuppen
- 1850 — Marienpalais
- 1850/51 — Carolinenpalais (Bez. Hygiene Inst.)
- 1860 — Karolinenstift (Krankenhaus)

- 1865 — Landgericht Töpferstr.
- 1865 — Flügelanbau Schloß u. Innenarchitektur
- 1869 — Marstall (nach Buttels Plänen)
- 1869 — Prinzenkapelle — Schloßgarten
- 1869 — Ministerium — Säulenvorbau (Kollegiengebäude)
- 1869 — Bürgerhaus — Schloßstr. 4
- 1869 — Hebetempel — Schloßgarten
- 1866 — Gärtnerische Anlage — Marktplatz
- 1866 — Zollgebäude

Ohne Jahresangabe:

Landwirtschaftliche Bauten: Kornspeicher, Wirtschaftsgebäude, Mühlen

Mauern aus Backstein: Ende Strelitzer Str., Friedhofsmauer, Hofmarschallamt, Carolinenpalais, am Schloßgarten, Ende Schloß, am engl. Garten im Schloßgarten

Tiefbauarbeiten: Wasserleitung Friedland, Chaussee- u. Wegebauten, Entwässerung von Brücken, Wasserbauten, Kammerkanal und Hafen, Brunnenanlagen, Drainierungen, Bohrversuche nach Kalk und Ton

9.2 Werkverzeichnis der Profanbauten außerhalb von Neustrelitz

Anfang des 1. Jahrh. Schmiede zu Lichtenberg

- 1806-09 — Burg Stargard, Bergfried
- 1820 — Herrenhaus zu Ganzkow
- 1820 — Umbau des Palais in Neubrandenburg
- 1823 — Belvedere Neubrandenburg
- 1825 — Komödienhaus Neubrandenburg
- 1825 — Schloß Semlow b. Franzburg Krs. Stralsund
- 1826 — Gymnasium Neubrandenburg
- 1832/33 — Rathaus Stargard
- 1833 — Schweizerhaus Serrahn
- 1843 — Voigtsdorfer Gutshaus
- 1843 — Herrenhaus Schönhausen
- 1849 — 5 Heckenhäuser am Wildpark Serrahn
- 1844 — Stargarder Tor Neubrandenburg, Treptower Tor, Neues Tor (Restauration)
- 1850 — Friedländer Tor Neubrandenburg (Restauration)
- 1850 — Herrenhaus Ihlenfeld
- 1853 — Herrenhaus Klockow
- 1855 — Schloß in Göhren (?)
- 1855 — Wirtschaftshaus Weisdin
- 1862 — Herrenhaus Cammin

9.3 Werkverzeichnis der Sakralbauten (nach Dr. H. Müther)

- 1825/26 — Neubau der kleinen Dorfkirche in Conow b. Feldberg, Backstein
- 1826 — Neubau eines Backsteinturms an der mittelalterl. Feldsteinkirche in Petersdorf
- 1828-37 — Klosterkirche Dobbertin
- 1830 — Neubau eines Backsteinturmes an der mittelalterl. Feldsteinkirche in Weitin
- 1832-42 — Restauration und Turmbau der St. Marienkirche in Neubrandenburg
- 1832 — Neubau einer Backsteinkirche in Wulkenzin
- 1836-38 — Neubau eines Backstein-Obergeschosses der mittelalt. Feldsteinkirche in Tornow
- 1837 — Renovation und Fachwerkturmbau der mittelalterl. Kirche in Eichhorst
- 1840-43 — Renovation der Klosterkirche zu Wanzka
- 1842 — Neubau der Dorfkirche zu Quastenberg
- 1842 — Renovation der Kirche zu Brunn
- 1843 — Neugestaltung und — Aufbau des Fachwerkkirchturms zu Dahlen
- 1843 — Renovation und Backsteinturmbau der Kirche in Leppin
- 1844-49 — Klosterkirche Malchow, Neubau
- 1845-49 — Neubau der Kirche in Fürstenberg
- 1846 — Renovation der Kirche in Roggenhagen
- 1850 — Aufbau von Backsteinfialen auf dem Kirchengiebel zu Ihlenfeld
- 1852-55 — Neubau der Friedhofskapelle zu Neustrelitz
- 1854 — Backsteinturmneubau der mittelalterl. Feldsteinkirche zu Plath
- 1854 — Neubau der Fachwerkkirche zu Alt Gaarz

- 1854/55 — Neubau der Fachwerkkirche zu Dabelow
 1855 — Neubau der Feldsteinkirche zu Voigtsdorf
 1855-58 — Neubau der Schloßkirche zu Neustrelitz
 1860 — Innere Neueinrichtung der Kirche zu Krumbeck
 1864/65 — Neubau der Kirche in Zierke
 1864 — Neubau der Friedhofskapelle zu Neubrandenburg
 1855-69 — Neubauten kleinerer Friedhofskapellen, Mausoleen auf dem Friedhof (Neuen und Alten) in Neustrelitz
 1866 — Neubau des Backsteinturmobergeschosses der mittelalterl. Kirche zu Watzkendorf
 1868 — Neubau der Kirche zu Liepen
 1867-69 — Neubau der Kirche zu Fürstenhagen

Das Werkverzeichnis ist nicht vollständig, vor allem hinsichtlich der Profanbauten außerhalb von Neustrelitz.

10.0 Literaturverzeichnis

- ROLOFF, J. F., Erinnerungen an Fr. Wilh. Butt. Berlin 1870
- MÜTHER, Hans, Friedr. Wilh. Buttels Leben und seine Kirchenbauten. Neubrandenburg 1936, Dissertation
 Zur Genealogie der Meckl. Baumeister J. F. Dunkelberg und Fr. W. Butt. In: Carolinum 1966/67, Heft 46
- HUSTAEDT, Konrad, Mecklenburg-Strelitzer Maler: K. A. J. Eggers.
 In: Meckl.-Strel. Geschichtsblätter 1925 S. 94 ff.
 ebenda: Georg Kannengießer. 1926 S. 333 ff.
 Gestalten aus dem alten Neustrelitz. In: Meckl.-Strel. Heimatblätter 1933, Heft 3
 Fr. Wilh. Butt. und die Gotik und sein Verhältnis zu C. Fr. Schinkel. 3 Vorträge 1909 Stadtarchiv IV Ha 9
 Neustrelitzer Künstler. Stadtarchiv IV Ha/399/19
 Schinkel in Neustrelitz. In: Landeszeitung vom 10. 3. 1931
 Im Schatten der Dreimännerlinde. KWA Personengesch. Hustaedt Bd IX/1
- KRÜGER, Georg, Die Kirchen in Meckl.-Strel. Neubrandenburg 1911 (Vortrag)
 Kunst- u. Geschichtsdenkmäler des Freistaates Meck.-Strel. Bd I/1, Bd I/2, Bd I/3. Neubrandenburg 1921, 1925, 1929
- PRIES, Joh. Fr., Die Baumeister Mecklenburgs und ihre Werke.
 In: Zeitschrift Mecklenburg 1924, Heft 1
 Der Ziegelbau in Mecklenburg. In: ebenda 1919, Heft 1
- GRISEBACH, A., K. Fr. Schinkel. Leipzig 1924
- SCHMALTZ, K., Die Kirchenbauten Mecklenburgs. Schwerin 1927
- STEINMANN, Paul, Burg Stargard. Schwerin 1938
- WAGNER, Annalise, Prof. Dr. Roloff und der Gewerbeverein.
 In: Carolinum 1971
 Vom Starstecher zum Maschinenbauer — der Neubrandenburger Dr. med. Dr. phil. Ernst Alban.
 In: Carolinum 1965/66
- Deutschland in Schinkelschen Briefen und Zeichnungen. Hrsg. von K. v. Lorck. Dresden 1937
- C. Fr. Schinkel — Tagebücher, Briefe. Hrsg. von Hans Mackowsky. Berlin 1922
- BRÜCKNER, Erich, 100 Jahre Schloßkirche Neustrelitz, Carolinum 1960, Heft 32, 1961, Heft 33
- TROST, Heinrich, Norddeutsche Städte zwischen Elbe und Oder. Berlin 1959

10.0 Inhaltsverzeichnis

- 1.0 Vorwort
- 2.0 Einführung
- 3.0 Biografisches — Der Maler — Musiker — Kunsthandwerker und for-
schende Techniker Fr. W. Buttell
- 4.0 Profanbauten in Neustrelitz
 - 4.1 Das Neustrelitzer Schloß und seine Bauten auf der Schloßfreiheit
 - 4.1.1 Pavillons
 - 4.1.2 Regierungsgebäude
 - 4.1.3 Marienpalais
 - 4.1.4 Carolinenpalais
 - 4.2 Die Orangerie und der Schloßgarten
 - 4.2.1 Orangerie
 - 4.2.2 Hebetempel
 - 4.2.3 Prinzliches Gartenhaus
 - 4.3 Das Rathaus und der Stadtkirchenturm
 - 4.3.1 Rathaus
 - 4.3.2 Turm der Stadtkirche
 - 4.4 Öffentliche Gebäude
 - 4.4.1 Kaserne
 - 4.4.2 Landgericht
 - 4.4.3 Kindergarten Luisenstift
 - 4.4.4 Krankenhaus Carolinenstift
 - 4.4.5 Der Marstall
 - 4.4.6 Theater
 - 4.5 Bürgerbauten
 - 4.5.1 Hofmarschallhaus
 - 4.5.2 Parkstraße 2
 - 4.5.3 Tiergartenstraße 11
 - 4.5.4 Kolonnaden bei der Stadtkirche
 - 4.5.5 Mädchenschule
 - 4.6 Chinesischer Kiosk am Zierker See
 - 4.7 Gärtnerische Anlagen und Backsteinmauern
 - 4.7.1 Rundteil Markt
 - 4.7.2 Friedhof
 - 4.7.3 Mauern aus Backstein
 - 4.7.4 Podeste — Torpfeiler
 - 4.7.5 Schloßhof
 - 4.8 Wirtschafts-, Verkehrs- u. Wasserbauten
 - 4.8.1 Kammerkanal
 - 4.8.2 Wasserkünste
 - 4.8.3 Erddämme
 - 4.8.4 Weisdin — Inspektorhaus
 - 4.8.5 Schmiede Lichtenberg
- 5.0 Profanbauten im Land Meckl.-Strel.
 - 5.1 Schweizerhaus und Heckenhäuser
 - 5.2 Profanbauten in Neubrandenburg
 - 5.2.1 Gymnasium
 - 5.2.2 Belvedere
 - 5.2.3 Palais
 - 5.2.4 Komödienhaus
 - 5.2.5 Treptower Tor
 - 5.2.6 Friedländer Tor
 - 5.2.7 Stargarder Tor

- 5.2.8 Neues Tor
- 5.3 Burg Stargard
- 5.3.1 Rathaus Burg Stargard
- 5.4 Herrenhäuser
- 5.4.1 Ganzkow
- 5.4.2 Semlow
- 5.4.3 Schönhausen
- 5.4.4 Voigtsdorf
- 5.4.5 Ihlenfeld
- 5.4.6 Klockow

6.0 Sakrale Bauten

- 6.1 Conow
- 6.2 Petersdorf
- 6.3 Weitin
- 6.4 Neubrandenburg
- 6.5 Wulkenzin
- 6.6 Tornow
- 6.7 Eichhorst
- 6.8 Brunn
- 6.9 Quastenberg
- 6.10 Wanzka
- 6.11 Dahlen
- 6.12 Leppin
- 6.13 Fürstenberg
- 6.14 Roggenhagen
- 6.15 Plath
- 6.16 Alt Gaarz
- 6.17 Dabelow
- 6.18 Voigtsdorf
- 6.19 Schloßkirche Neustrelitz
- 6.20 Krumbek
- 6.21 Zierke
- 6.22 Liepen
- 6.23 Fürstehagen
- 6.24 Malchow
- 6.25 Dobbertin

7.0 Die Friedhofs- u. Grabkapellen

- 7.1 Friedhofskapelle Neustrelitz
- 7.2 Friedhofskapellen
- 7.3 Mausoleen

8.0 Nachwort

9.0 Werkverzeichnis

- 9.1 Verzeichnis der Profanbauten in Neustrelitz
- 9.2 Verzeichnis der Profanbauten außerhalb Neustrelitz'
- 9.3 Verzeichnis der Sakralbauten

10.0 Literaturverzeichnis

11.0 Inhaltsverzeichnis

„Hegel war mein Freund“

Zusammengestellt aus Urkunden, Zeitdokumenten und Briefen
von Hans-Ewald Wohlfahrt; alle Aufnahmen Hans-Jürgen Wohlfahrt.

1. Fortsetzung

Acht Brautbriefe von Friederike Schröder an Johann Martin Daniel Wohlfahrt — sie heirateten 1814 im Alter von 40 und 41 Jahren — enthalten neben persönlichen Ansichten auch allerlei Beobachtungen der Zeit und zeugen von dem scharfen Verstand der Braut. Sie war damals Haustochter beim Landessuperintendenten D. Dr. Andreas Friedrich Gottlieb Glaser, der am 29. März 1809 zum Konsistorialrat, Superintendenten und Hofprediger in Neustrelitz berufen wurde. Am 1. Pfingsttag des Jahres 1809 hielt er seine im Druck herausgegebene Antrittspredigt. „Als Gelehrter, als Kanzelredner, als Examinator genügte er den Anforderungen seines Berufes“ heißt es bei einem Zeitgenossen. In den letzten Jahren seines Lebens konnte er nur noch den kleinsten Teil seiner Amtsgeschäfte verwalten. Er starb am 21. März 1837. Er heiratete in erster Ehe Christiane Justine Friederike Cappel, Tochter des Hofrats Professor Dr. med. Cappel in Helmstedt (gestorben am 30. April 1818) und in zweiter Ehe am 26. Dezember 1819 Wilhelmine Binder, Tochter des Hofrats Dr. jur. Christian Wilhelm Binder in Neubrandenburg. Außer Abhandlungen, Predigten und Aufsätzen hat er herausgegeben: „Homilien, Predigten und Charaktergemälde zur Beförderung christlicher Weisheit und Tugend“, „Leben und Charakter des Papstes Leo X“ und „Predigt bei der Aufforderung zum freiwilligen Dienste für die Rettung des Vaterlandes im Herzogtum Mecklenburg-Strelitz am Bettage 8. 4. 1813 über Psalm 97, 9—11 auf höchsten Befehl in der Schloßkirche zu Neustrelitz gehalten“ (Neuer Nekrolog der Deutschen, Weimar 1839).

1. Brief: Neustrelitz, den 22sten März 1811. Mit der Aufrichtigkeit und der Offenherzigkeit, die ich so gern für Menschen habe, an die mein Herz Anteil nimt, sage ich Ihnen, daß nach Ihrer Abreise von hier, meine froheste und schönste Erwartung eine Nachricht von Ihnen war. Und wie sie mir nun ward, wie Frau Superintendentin mir den an sie gerichteten Brief, der mich so sehr betraf, zu lesen gab, da habe ich Thränen der innigen Freude ihrem guten und edlen Herzen, das sich so wohlwollend zu dem unbedeutenden Friedchen hinneigt geweint, und den gerührten Dank der Vorsehung gebracht, die Sie mir zuführte. Ich gestehe es Ihnen gern, daß während ich Sie hier sah, es wohl mein Wunsch war, daß ich keinen unangenehmen Eindruck auf Sie machen möchte; aber entfernt war von mir die stolze Anmaßung, daß ich in Ihnen den Wunsch erwecken könnte, Ihnen näher anzugehören! Wie es nun für mich so lange währte, ehe ich selbst einige Zeilen von Ihnen erhalte, da ängstigte ich mich sehr, ob Sie auch krank wären und dann — ich kann Ihnen nichts verheelen — war es mir zuweilen, Sie hätten mich vergessen, und das machte mich recht unglücklich! Da habe ich von der Superintendentin und meiner Mutter Schelte bekommen; sie sagten mir, ich thäte sehr Unrecht und ermahnten mich soviel zur Ruhe, daß ich auch glaubte, ich sey ruhig! Als aber der Sonntag kam, merkte ich wol, daß es nicht so war, wie die mich haben wollten — bis das freundliche Jettchen mir Ihren Brief im Körbchen wohl verwahrt brachte; Wie mir da ward — das kann ich Ihnen nicht beschreiben! Und wie nun aus jeder Zeile Ihre guten und edlen Gesinnungen für mich sprachen, da habe ich wieder recht viel geweint; Große Freude macht mich immer wehmütig! Wünschte ich es zwar sehr Sie möchten die Pfarre bekommen, so murre und Klage ich doch auch nicht, wenn auch mein höchster und letzter Wunsch Ihnen ganz anzugehören noch nicht erfüllt ward und vertraue mit Ihnen heiteren Muthes der Vorsehung, die kann und wird uns nicht verlassen. Was haben Sie aber gethan. Ich lese das im Briefe an unsere Freundin; einem vielleicht wünschenswerthen, glücklich und ruhigem Loose entsagt. So sehr es mich erfreut, quält es mich auch und sonderbar ist's, daß ich mir

das Mädchen so reizend vorstelle, jung, schön, liebenswürdig. Wogegen das arme Friedchen ohne Anmuth und Jugend so sehr im Schatten zurücktreten muß. Wenn ich dann Ihre Empfindungen nach meinen beurteile, bin ich ruhiger, denn ich könnte mich nun für niemand mehr interessieren; es kommt mir schon als Sünde vor, wenn ich nur mit Männern freundlich spreche, und das bin ich von je her so gewöhnt mit allen Menschen zu seyn, daß ich mich nur davon entwöhnen könnte, wenn Sie es wünschten. Mein einziges Bestreben ist es nun nur, daß ich so sey, daß Sie mit mir zufrieden sind und da Sie mich nicht sehen und sprechen, so tadeln Sie mich ja, wenn meine Briefe nicht so sind; mithin ich nicht so bin, wie Sie es wollen und wünschen; denn sie bringen meine Empfindungen und Gedanken treu zu Ihnen hin.

Meine Mutter hat sich Ihrer Erinnerung an sie sehr erfreuet; sie grüßt Sie recht herzlich und versichert Sie ihrer Achtung und ihres Wohlwollens. Leider leidet die Gute seit länger denn 14 Tagen an Schmerz im Fuße so sehr, daß sie weder stehen noch gehen kann und liegend diese heißen Tage durchleben muß; seit heute giebt mir der Arzt die beruhigendste Aussicht über das Übel, das er als eine Folge der Angst, des Schreckens und des Verdrusses ansieht, der mit jener unglücklichen Nacht der allgemeinen Bestürzung verknüpft war. Mein Onkel, der bey uns ißt, war auch einige Tage krank. Dann ward der demolirte Stall und Garten wieder in Ordnung gebracht, wobey denn alles auf mich ankömmt und was rechtes muß ich mich umher tummeln; ich thue das aber Alles mit einer Freudigkeit, weil ich immer an Sie denke und oft wünsche ich, Sie sähen mich auch als Krankenpflegerin und Köchin. Diese beiden Pflichten gebieten diesmal über das Verlangen meines Herzens, länger an Sie zu schreiben, indem ich Ihnen willig Gehorsam leiste, freue ich mich, daß während ich sie erfülle, mir niemand es rauben kann, an Sie zu denken, Sie zu mir, mich zu Ihnen hin zu wünschen. Friederike Schroeder.

2. Brief: Neustrelitz, 22sten Juny 1811. Recht herzlich danke ich Ihnen, daß Sie meiner beginnenden Unruhe, ob sich Ihr Uebelbefinden auch verschlimmert hätte, wenn auch nur durch einige Zeilen entgegenkamen, die immer unendlichen Werth für mich haben und mir, da Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, die Gewißheit Ihrer gänzlichen Wiederherstellung gaben. Die guten Superintendents, die so gern wenn ich Nachricht von Ihnen habe, meine Freude theilen, baten mich am Abend, als Ihr Brief gekommen war, zu ihnen zu kommen und zwar kam Hg. Superintd. selbst, um mich zu holen; So wie er mich nun oft neckt, so wollte er auch diesmal durchaus nicht bekennen, ob ein Brief da sey und es kamen mir seine Verneinungen so ernstlich und doch seyne Äußerungen so froh vor, daß ich den Gedanken faßte, Sie selbst könnten da seyn; doch ließ ich es nicht merken. Als ich nun die Superintd. im Garten traf und sie auch nichts vom Briefe wissen wollte, da, obgleich ich noch nichts sagte, merkte sie es mir an was ich hoffte und da können Sie nun denken, daß ich so enttäuscht ward, ja eigentlich mich selbst getäuscht hatte: ich bemühte mich nun nur, sie davon abzubringen, weil sie sich als die Ursache dieser fehlgeschlagenen Freude ansahen. Als ich fortgehe und beinahe aus der Thüre bin, sagt der Superintend. noch zu mir, um mir eine Freude zu geben, ob ich auch Ihren Brief an ihn lesen und dafür mitnehmen will, und indem giebt er ihn mir. Als ich zu Hause komme, ist mein erstes, Ihren Brief noch mal zu lesen und ihn meiner Mutter zum Lesen gebend, nehme ich den andern und öffne ihn schnell und siehe da, es ist ein Brief in lateinischer Sprache — da glaubte ich denn wirklich, es sey wieder eine Neckerey, und zu spät an der Zeit, ging es den andern Morgen mit meinem lateinischen Brief zu Superintend., die mir lachend entgegenkamen, weil der Superintd. bald nachdem ich fort war, seinen Irrthum gewahr ward, daß er die Briefe, die er zu gleicher Zeit erhielt und in die Tasche steckte, mir gebend verwechselte. Da nahm ich mir denn gleich vor, Ihnen diesen Spaß mitzuthemen, und nicht wahr? wenn Sie Ihr Friedchen wegen der ersten Täuschung bedauern, so lächeln Sie über die zweite?

Der Superintendent hat die Brandbrg. Reise des Braunens wegen denn er hinket, so eingerichtet, daß wir am Dienstag Nachmittag wegfahren, wahrscheinlich den Mitt-

woch in Brandbg. bleiben und am Donnerstag Nachmittag zurückreisen. Könnten Sie es so einrichten, daß Sie eben so lange dort blieben, wie froh würde ich dann seyn. Ach ich bitte Sie so sehr darum. Wenn Sie aber, wieder meinen Wunsch, abgehalten würden hinzukommen, dann geben Sie mir auch noch davon Nachricht, denn wenn Sie nicht da sind, reiste ich nicht mit. Die Fr. Superintend. hat mir versprochen Ihnen die Ursache ihres Zuhausebleibens selbst zu schreiben; es geht ihr sehr nahe, Sie nicht zu sprechen, da sie so viel auf Sie hält. Sie ist in diesen Tagen durch die Ankunft ihrer Schwester sehr erfreuet. Diese scheint mir mit eben der Liebe und freundlichen Nachsicht wie ihre gute Schwester zugetan und nimt an meinem Wunsche Sie wiederzusehen, um so mehr Anteil, da sie durch ihren hiesigen Aufenthalt auch von dem Freunde ihres Herzens getrennt lebt. Mutter grüßt Sie schönstens und danket Ihnen herzlich für ihre Teilnahme. Sie ist, wenig Schmerz im Fuße abgerechnet, der aber nichts zu bedeuten hat, sehr wohl und ist froh mit meiner Freude, wenn ich von Ihnen mit ihr spreche oder Nachricht von Ihnen bekomme.

Ich bin seit meheren Tagen nicht so wohl als ich es gewohnt bin, und es ist mir dafür wol um so unangenehmer, weil ich außer ein hartnäckiges Fieber vor 2 Jahren kein Krankseyn kenne, doch werde ich täglich besserer und ich sagte, daß ich zum 2ten July so gesund als vormals seyn werde. Sie fragten, ob ich bisweilen Ihrer denke? Immer denke ich an Sie, bey allem was ich vornehme sind Sie mit gegenwärtig; ich bin darum auch jetzt am liebsten und viel zu Hause, weil mich dann nichts in meiner Erinnerung an Sie störet; doch muß ich auch immer an Sie denken, wenn ich in Gesellschaft bin, und oft flüstere ich der Superintd. zu, ob er wohl auch an mich denkt? Dann sagt sie aber, Sie könnten nicht so oft an mich denken wegen Ihrer Geschäfte; ich könnte das immer bey meinen Arbeiten, aber bey Kopfarbeiten ginge das nicht. Ihre Friederike Schroeder.

3. Brief: Neustrelitz, den 24.ten July 1811. Lassen Sie mich Ihnen wiederholen, was ich, weil ich es so lebhaft empfinde, so gerne wiederhole, wie sehr mich Ihr Brief erfreuete und herzlichen Dank Ihnen dafür bringen. Ich bin dann so froh, so glücklich, daß ich es auf Augenblicke vergessen kann, daß ich noch glücklicher seyn könnte und es seyn werde. Gerne bleibe ich dann so stillglücklich zu Hause und lese bey meinen Arbeiten Ihren Brief oft wieder; muß ich aber unter Menschen seyn, dann kann ich, wenn ich auf die wiederholten Fragen meiner Bekanntinnen, warum ich so vorzüglich heiter bin, das Herz voll der schönen Freude verschließen muß, beinahe muthwillig werden, zumal wenn sie nun die Ursache im Kleide. Band usw. finden wollen: so ging es mir am Sonntage, da mußte es mein von mir selbst gesticktes Kleid entgelten, und oft ward mir gesagt „das hätte ich nicht gedacht, daß Dich ein Kleid so glücklich machen könnte“. Ja, erwiderte ich schnell, die Empfindung kennt Ihr auch nicht — es selbst gestickt zu haben. Sind Superintendents zugegen, dann können Sie denken, wie sie sich freuen und über mich lächeln. Wahrscheinlich werden Sie von Hgb. Superintd. selbst die frohe Ankunft eines kleinen Mädchens bekommen; doch haben sie auch mich gebeten, Sie davon zu benachrichtigen, weil Er leicht abgehalten werden könnte. es selbst zu thun und sie sich Ihrer Teilnahme so gewiß sind. Mutter und Tochter sind sehr wol und Jettchen höchst erfreuet über die Schwester.

Superintendents freuen sich mit mir Ihres Besuches und rechnen darauf Sie eben so als das vorigemal in ihrem Hause zu sehen. Es ist mir sehr lieb, daß Sie die Stelle in Prenzlau nicht annehmen, weil damit die für einen Prediger unangenehmen Schulgeschäfte verbunden sind und desunzeachtet der Ertrag schlecht ist. Ich versetze mich nun wieder nach dem freundlichen Gehren, wünschend und hoffend, daß der Hgb. Geheime Rath ein geneigtes Ohr und einen guten Willen zur Ausführung Ihres Planes haben mag. So viel ich mich von meinem ländlichen Aufenthalt her erinnere. pflögte dergl. Reparaturen grade nicht so kostspielig zu seyn, aber hin und wieder der Eifer zur Betreibung solcher Gegenstände nicht sehr groß zu seyn; möge auch der den von so Vielen geehrten Mann beseelen. Ich finde dann beinahe denselben Platz wieder, der mir das mütterliche Haus giebt, der mir nie zu beschränkt war. Seit zwey Tagen atmen

wir etwas freier. Die drückende und ertödtende Hitze hat sich zwar nur ein wenig vermindert; doch schöpft man gerne daraus Trost und Linderung für die bis jetzt Gesunden und die so sehr leidenden Ruhrpatienten, deren Anzahl nicht unbedeutend ist. Die gemeineren Klassen der hiesigen Einwohner ist anfangs bei diesem Uebel so sorglos und selbst während der Gefahr so gar nicht folgsam, daß das Elend für sie um so größer wird und es sich immer mehr verbreitet. An jedem Tage hört man, daß bald hie bald dort das Band der Liebe und der Freundschaft für diese Welt getrennt wird. Sehr brave Eltern, die nur ihren Kindern lebten, und gewiß alles für sie thaten, haben in drei Tagen Vier dahin geben müssen — andere verlieren die Einzigsten. Ach, wie schwer mag es ihnen in den Stunden herben Schmerzes werden, den Glauben zu bewahren, daß auch das zu ihrem Frieden diene.

Mutter freuet sich Ihres Andenkens und grüßt Sie herzlich. Auch meine Schwester: Sie sagt mir oft: „Du grüßest Wohlfahrt wol nie von mir“ ich glaube, daß Sie sich ihrer vielleicht gar nicht erinnern, weil sie nur kurze Zeit bey dem Hofrath Tangatz war und Ihnen wol niemand gesagt, wer sie sey. Sie war damalen kränklich, wie sie das oft ist. Das schöne Glück ihres Lebens — der Besitz eines rechtschaffenen Mannes und einer holden Kleinen ward ihr in der Blüthe ihrer Jahre, aber nur auf kurze Zeit. Nach zwey Jahren, binnen 8 Tagen, nahm der Tod sie hinweg, die Lieblinge ihres Herzens. Ach, mein lieber Wohlfahrt, die Vorsehung hat uns schon manche schwere Prüfung auferleget, aber unter ihrem Beistande, mit Kraft und Ergebung unsre Herzen erfüllet und sie des Mitleids und der Mitfreude, um so empfänglicher gemacht. Am Tabaksbeutel werde ich fleißig sticken; könnte ich dadurch die Zeit schneller herbey führen nach der ich mich sehne. Schenken Sie ihm nur einen kleinen Theil der freundlichen Aufnahme, die die Börse fand, so bin ich schon sehr glücklich. Aber, ernstlich sind Sie doch nicht böse? bitte, bitte, ich will es nicht mehr thun! so sagen hier die kleinen Kinder, und Sie sind mir wieder gut — und recht herzlich gut? Ja — das sagt so gerne Ihre Friederike Schroeder.

4. Brief: Neustrelitz, den 26.sten Nov. 1811. Sehr gern vertraue ich der besseren Nachricht, die Sie mir über Ihren Gesundheitszustand geben; doch mein sorgliches Gemüth, das vielleicht oft mit zu großer Ängstlichkeit für mir so liebe Menschen erfüllt ist, es sich nicht versagen, Sie zu bitten, daß Sie sich noch schonen möchten, und wünschen, daß das Predigen am Sonntag nicht wieder nachtheilig für Sie gewesen sey: Wenn ich bey Ihnen wäre, so hätte ich Sie so lange gebeten, daß Sie es schon das erstmal nach Ihrer Unpäßlichkeit unterlassen möchten; und hätten Sie dann wol Ihrem bittenden für Sie besorgten Friedchen es abschlagen können? Herzlich danke ich Ihnen, daß Sie mir den Tag bestimmten, auf den ich mich so innig freue. Enteilet freilich die Zeit ohnehin schnell genug, so wünschte ich doch, daß diese vier Wochen über ihr Flug noch rascher begänne, damit er bald da sey, der Tag der Freude; auf ein freundliches Gesicht können Sie sicher rechnen und kann ich Sie sehen, kenne ich keinen Kummer.

Zwar wird auch hier oft, vom allgemeinen Elend, das auf jeden mitwirkt, das Herz ergriffen. und vielleicht hier in der Residenz mehr als anderswo, denn uns täuscht man nicht mehr mit dem Glanz und Schimmer, hinter welchem die Noth versteckt wird, sich dadurch immer mehr vergrößert und auf alle fühlbarer wirkt. Michaelis ist kein Gehalt ausgezalet worden und Weihnachten ist wieder da, und die meisten Menschen leben ja hier vom Gehalt oder Pension. Dazu ist jetzt eine bedeutende Steuer entrichtet und man spricht von einer Monatssteuer. Höheren Orts ist man so weit gekommen, daß die geringsten Bedürfnisse der Küche usw nicht mehr baar bezahlt werden: doch ist an keine Einschränkung zu denken — und so ist's denn auch bey dem Stande — wo so viele das einbüßen, was sie der Nahrungssorgen überhob. Sie haben einen Klub errichtet, wozu die Ersten des Bürgerstandes zugezogen sind; dort wird hoch gespielt, man fährt und reitet die übrige Tageszeit und wol sind leider nur Wenige unter ihnen, denen es einfällt, daß damit dem dringenden Verlangen armer Gläubiger abgeholfen

werden könnte. Stellen sich mir die Uebel zu grell dar, von denen man hierwenn auch nicht Augen- doch Ohrenzeuge seyn muß, so suche ich mir gern das Gute aus, was uns die Residenz darbietet: und ich glaube es auch jetzt leicht, in der persönlichen Last, der Einquartierung, die wiederum andere Städte und Dörfer drückt und so manchen Ärger giebt.

Möchte doch der Herr Geh. Rath etwas ausgerichtet haben über seine dazumal angelangten Freunde; oder sie doch wenigstens ihren Vorgängern ähnlicher geworden seyn: Hier war ihr Besuch nur eine Erscheinung: doch hat sie den Freunden und Freundinnen des Kaffees übel mitgespielt; er ist gar nicht zu haben, und dann, sehr theuer: diese Sorge theile ich nur aus Mitgefühl: denn von Jugend auf nicht an dies sonst so beliebte Getränk gewöhnt, huldige ich ihm auch jetzt noch nicht. Trinken Sie ihn gern, so wünsche ich sehr, daß er wieder zum bezalenden Preise fällt. Auch mag bis zu Ihnen hin diese Sorge nicht gedrungen seyn. Mein Brief muß zur Post. Vom Superintendent werden Sie wahrscheinlich selbst Antwort bekommen. Ich erhalte doch bald wieder einige Zeilen von Ihnen, wenn es Ihnen möglich ist! Aber nehmen Sie mir auch nicht, indem Sie mir eine Freude geben, die Größere, wieder von mir. Es ist das schönste Weihnachtsgeschenk — Sie zu sehen! Mit keiner tauscht Ihr Friedchen.

5. Brief: Neustrelitz, den 4. April 1812. Es hat mich diesmal nicht allein die Osterzeit mit ihren Geschäften, sondern auch die Nachricht von Balzens Todt, den ich durch eine Friedländerin erfuhr, über Ihr Stillschweigen außer Unruhe gelassen und die Sorge über Sie selbst mich nur insofern getroffen, daß ich Sie lieber mit dem Frohen, als mit dem Leidenden beschäftigt sehe, da ich Ihren redlichen Eifer den Unglücklichen beizustehen, kenne und dadurch wol mit Recht trösten kann, daß Sie sich selbst vergessend, zu viel thun könnten. Des Verstorbenen letzter Wille und Wunsch in Rücksicht ihrer und seiner unglücklichen Hinterbliebenen hat mich darum erfreuet, weil er ihnen dadurch den Beweis gab, daß auch er Ihr Herz kannte und wußte, daß Sie seiner an Geist und Körper elenden Familie Trost und treuer Rathgeber seyn würden: ich kannte sie schon früher aus Ihrer Erzählung, nun noch mehr durch die Greden, und still verehere ich die Wege der Vorsehung, wenn sie uns unbegreiflich erscheinen. (Hochim Christoph Baltz war von 1791 an Pächter des Gutes Gehren; die Friedländerin hieß Greden.)

Ich theile mit Ihnen die Unruhe, in der Sie über das ungewisse Schicksal Ihrer entfernten Lieben leben, und wünsche sehnlich, daß Nachricht von ihnen selbst auch den kleinsten Teil Ihrer Besorgnis schon jetzt von Ihnen genommen hätte, und sie glücklich der bedrohten Gefahr entgangen wären. Geben Sie mir ja so bald als möglich Nachricht darüber. Es hat mich dies um so lebhafter an das günstige Geschick erinnert, daß uns im ähnlichen Falle traf, da ein Rückblick auf die entgangene Gefahr, in diesem Monate, zum jätigen wird. Und gern gestehe ich es Ihnen, daß mir auch darum jene Zeit ewig unvergeßlich bleiben wird, weil Ihre Bekanntschaft sich ihr anschloß und durch Sie in meinem sinnigen Gemüthe, über die Hinfälligkeit dieses Erdenlebens, mir wieder der erste schöne Sonnenstrahl des zukünftigen aufging, und wenn uns nun seit der Zeit keine großen Unannehmlichkeiten trafen, so vereinige sich diese Woltat gerne mit dem Gedanken, daß wir Ihnen jetzt angehören. Möchten Sie nun um 14 Tage Ihr Versprechen erfüllen können, dann sind Sie wieder zur selbigen Zeit hier, als vor einem Jahr.

Wir alle freuen uns unbeschreiblich darauf Sie wiederzusehen; doch lasse ich es mir nicht abstreiten, niemand so sehr als ich. Die Superintendentin sagt zwar, sie dürfe nicht vorher wissen, wann Sie kämen. Können Sie indessen darüber eine kleine Nachricht geben, ist's doch besser. Machen Sie's nun aber auch nicht so, daß ich dem Willen gram werde — das möchte ich nicht gern. Der Superintendent machte mich am vorigen Freitag auf die Stelle des abgesetzten Predigers Hilgendorf in Hinrichshagen in Rücksicht Ihrer aufmerksam und meinte, daß sie nicht zu den schlechtern gehöre. Am andern Morgen bekam ich aber beigelegten Zettel von ihm, weil er zur Introduction nach Wesenberg reiste und glaubte, ich würde am Sonntage sogleich schreiben, was

ich auch gern gethan, wenn mich nicht Krankheit unseres Mädchens daran gehindert hätte. Nach dieser Äußerung ist nun wol nichts daraus; ich höre von Nimrod, der sich darum bewürbe.

Die Strelitzerinnen schmücken sich heute zum Balle, der im Stübingschen Hause gegeben wird. Friedchen bleibt fein zu Hause, wies der Nonne und Wohlfahrts Friedchen ziemt. Schreibt an Ihn, denkt an Ihn und sehnt sich dann auf dem Klaviere spielend nach den schönen Tagen der Vergangenheit, hoffend, bald werden Sie sie wiederkehren lassen. Ihre Friederike. (Onkel kömt so eben und da er auf seine Anfrage, an wen ich schriebe, die Antwort erhält „an Sie“ schmält er, daß ich keinen Gruß von ihm Ihnen gebracht, und schickt Ihnen nun zwey der auserlesensten!)

(Hermann Christof Christian Hilgendorf geboren zu Spotendorf in Thüringen 1766, studierte von 1785 bis 1787 in Jena, wurde 1793 Subrektor zu Neubrandenburg und am 2. Mai 1802 Pastor in Hinrichshagen. Am 1. November 1806 wurde das Pfarrhaus von den Franzosen geplündert, dabei die Kirchenrechnungen und sonstigen Papiere verbrannt. Um ein ihm in Neubrandenburg gehöriges Haus von harter, seiner Meinung nach ungerechter französischer Einquartierung zu befreien, übergab er, seine Landeshererrschaft übergehend, dem in der Stadt anwesenden französischen General eine Schrift, welche seine Absetzung am 1. April 1812 veranlaßte. Die Untersuchung hatte die Landesregierung geführt und das Urteil dem Konsistorium nur mitgeteilt. Hilgendorf erhielt aus milder Rücksicht ein Gnadengehalt von 200 Tlرن. aus der Pfarre, bis er am 22. November 1820 in Stargard starb. Sein Nachfolger wurde in Hinrichshagen von 1812 bis 1833 Pastor Chr. Otto Brunnow, geboren 1763 in Trantow in Pommern. Krüger: Pastoren.)

6. Brief: Neustrelitz, den 23sten Februar 1813. Wie leicht täuscht sich das menschliche Herz. Ich glaubte es stark und gefaßt auf den Fall, daß Sie nicht kommen könnten, und da ich mich nun in selbigem befinde, bin ich kleinmüthig und recht innig wehmütig gestimmt. Am Sonntag Abend spät kam Dörte ihrem Schwager, Becker, wo der Galenbeckische Kutscher logierte, und sagte zu mir „aus unserer Freude wird nichts; der Prediger ist nicht mitgekommen“. Als ich am andern Morgen um 7 Uhr den Hgb. Inspektor empfang und Ihren Brief erhielt, da ward ich noch um vieles trauriger. Die Veranlassung Ihres Daheimbleibens ist mir äußerst unangenehm, so wol der Kranken als auch Ihretwegen, da ich weiß, wie treu Sie es denen meinen und sich Selbst vergessen; ich zittre vor dem Gedanken, daß Sie auch krank werden könnten, und bitte ich Sie sehr, sich zu schonen, Friedchens gedenkend. Ich habe, dünkt mir, einigemal an Sie erwähnt, wie bedeutend dies Jahr die Halsübel sind, um sie alle dort aufmerksam zu machen; denn wenn nicht gleich dafür gethan ist, so fürchte ich sehr für das Gute. Hier haben mehre es glücklich überstanden, auch meine Schwägerin, die, wie ich Ihnen schrieb, sehr krank daran war. Gott gebe, daß schon jetzt Ihre Besorgnis behoben ist. Das öftere Krankwerden im v. Riebenschens Hause ist aber wirklich auffallend. Heinrich bessert sich immer mehr. Onkel ist wol und munter. Es leiden hier auch viele an den Augen. Unter anderen auch Vetter Genschow sehr bedeutend. Um nicht ganz leer von den krankhaften Uebeln auszugehen, leide ich auch ein wenig an den Augen; ich wollte sie gleich mit spanisch Pflaster auf den rechten klaren Weg führen, da kam aber zu mir die Hoffnung auf ein schönes Wiedersehen und meine Augen sträubten sich gegen eine so häßliche Procedur zu einer solchen Zeit. Gestern haben sie sich bequemen müssen und ich spüre schon heute die gute Wirkung, in dem ich diesen Brief schreibe, ohne Schmerz zu empfinden. Mutter ist gesund und grüßt, so auch die Ebel, die gesund ist und heiter und vergnügt schreibt, von den Begebenheiten des Tages aber nichts erwähnt.

Nur, daß sie dort noch viele einquartierte Offiziere mit zum Klubhause nähmen, sie möchten seyn, von welcher Nation sie wollten. Im März könnte sie wol nicht reisen, sie hoffte, im April wäre es möglich. Der Obrist Bonin ward sehr feierlich beerdigt. Der Herzog nebst Zubehör folgte; die alten Grenadiere und Husaren. Die Sievert ist bedeutend krank; ich fürchte für sie. Mehre gesundscheinende Menschen sind hier

am Entzündungsfieber gestorben, das hier sehr grassiert. Der Superintendent ward zu meiner großen Freude am Sonntage, wo er nach seiner Krankheit zum erstenmal wieder predigte, zur Mittagstafel gebeten, und hat es angenommen. Für die Menschen, welche ihn durchaus verderben wollen, kein sonderlicher Triumph. Ich habe so wol Onkel als Genschow Ihren Auftrag, Beiträge zur Unterstützung unbemittelter Freiwilliger zu verschaffen, mitgeteilt. Beide haben mir geantwortet, daß sie das ohne von der hiesigen Regierung authorisiert zu seyn, nicht könnten, um so mehr noch, da in diesem Augenblick die Beiträge für die hiesigen kranken und verstümmelten Soldaten herbeigeschafft würden. Auch das Armeedirektorium, eine Kollekte, die ins Ausland ginge, ohne besondere Erlaubnis nicht zugeben würden. Der Landesdirektor müßte darüber selbst Anzeige machen und es sodann von einem hiesigen, der Autorität hätte, im Intelligenzblatte inseriert werden. Hofrat Tangatz nähme es auch gar nicht auf, ohne solche Förmlichkeit, fügte Genschow noch hinzu, und ohne eine solche öffentliche Bekanntmachung um Unterstützung für unbemittelte Freiwillige, würde wenig herauskommen. Die hiesigen Nachrichten stimmen mit denen vom Landesdirektor (Fortsetzung fehlt).

7. Brief: Neustrelitz, den 1.sten März (1813). So wie ich Ihnen das Vorigemal mein besorgtes Herz ausschüttete, so muß ich jetzt das Fröhliche mit Ihnen teilen, denn gerne will ich mich umsonst geängstet haben, wenn Sie nur wieder gesund sind. Die Erwartung eines Gevatterbriefes trägt auch nicht wenig zu meinem Frohsinn bey. Willkommen soll mir der Schwarze See sein. Verursacht er auch sonst gewöhnlich ungestümes Wetter und Gewitter, mir verspricht er ja den schönsten, glücklichsten Tag meines Lebens. Sehr begierig bin ich etwas Näheres zu hören. Auf der Charte habe ich mir beide Oerter aufgesucht und der Superintendent, der mir sie aufsuchen half, hat recht herzlich gelacht, daß ich mich so kindisch freuete, als ich sie fand.

Ich werde heute so oft vom Schreiben abgehalten, daß ich zweifle, ob ich diesen Brief zu Ende bringen und bald muß er zur Post. Es ist der Tag nach unserer, zwar wenig bedeutenden . . . und wenn ich zwar die Zahl der Käufer nicht sonderlich vergrößert habe, so mögen die lieben Strelitzerinnen gerne, wenn ich ihrem Handel mit beiwohne und da bin ich gestern und heute bald von dieser und jener dazu abgeholt; doch habe ich darüber die Fastenpredigt nicht versäumt. So eben kam wieder die Genschow. Sie dankt für ihre Teilnahme an ihrem Geburtstage und trägt mir einen schönen Gruß auf. Dieser Monat wimmelt hier von Geburtstagsfesten. Am Tage, als Sie sich meiner in Neuensund erinnerten (schönen Dank Ihnen und den dortigen ebenfalls für den freundlichen Ausruf der Unbekannten) feierte der Superintendent seinen Geburtstag. Und da kann wol seyn, daß wir beide zugleich Zeit auf unser Wol angestoßen haben. Ich überraschte ihn mit einem gestrickten Tabaksbeutel, wozu Er sich sehr freuete und ganz gerührt über meine Aufmerksamkeit war.

Nun lassen Sie sich noch erzählen, wie ich überrascht wurde. Mir dünkt, ich sagte Ihnen, daß ich mit der Schwiegermutter meiner seeligen Schwester, Oberforstmeisterin der Brudertochter des Königs, in Briefwechsel stehe. Als nun die Prinzessin Solms und der Erbprinz von hier mit Gefolge nach Berlin reiset, besorgte ich, daß gesprächige Zungen der Frau von Kameke von meinen Verhältnissen schon etwas erzählen möchten, und sie wüßte dann von mir noch nichts. Da sie ohnehin wegen ihrer mütterlichen Liebe für mich wol mein ganzes Vertrauen verdiente, so schrieb ich ihr nun unser Verhältnis; worauf ich dann einen herzlichen Brief von ihr bekam, und wie vermutet, war ihr es schon von hier gemeldet. Einige Tage später erhalte ich eine Schachtel mit Brief von Ihr und finde einen schönen Kranz von gemachten Mirthen und einige Zeilen von ihrer Prinzessin Friedrike mit der freundlichen Bitte, ihn anzunehmen und Mutter Kameke fügt den Wunsch bey, daß ich ihn bald brauchen möge. Ob das eine Ahnung von dem Schwarzen See gewesen ist? Was meinen Sie, lieber Wohlfahrt? Gerne plauderte ich noch länger mit Ihnen, ich mag aber den Superintendent nicht warten lassen. Leben Sie wol und behalten lieb Ihr treues Friedchen.

8. Brief (nur im Fragment vorhanden): . . . gräßlichen Eindruck auf mich macht. Die schwerinsche Regierung hat darüber eine Anzeige bey der hiesigen gemacht; sie soll von Kiel kommend sich hierher ziehen und den berechtigten in der Art gleich kommen. Da bedauere ich denn vorzüglich die armen Dorfbewohner, wenn diesem Uebel nicht kräftig entgegen gewirkt würde. Die Zahl der hiesigen Husaren ist verstärkt worden, was will das aber ausmachen. Hofrath Wildbergs haben die verheissene Abend-Gesellschaft gegeben. Es war alles recht froh, nur ich konnte es nicht seyn. Es war das erstmal nach Ihrem Hiersein, daß wir wieder zusammen waren, und da fehlten Sie mir so sehr. Auch hatte ich grade zufällig die Nachricht aus Neuensund gehört, die ich auch der Superintendentin mitteilen mußte. Die meinte nun, wenn das wäre, hätten Sie es gewiß geschrieben und ich war der entgegengesetzten Meinung, daß grade dies Sie vom Schreiben abgehalten hätte. Meinen Brief vom 29.sten haben Sie doch bekommen. Wenn ich nun nur Übermorgen Nachricht von Ihnen hätte. So ist Ihr Friedchen nun, wenn Sie in einigen Posttagen nicht schreiben, kann sie sich quälen, ob sie auch etwas geschrieben, daß Ihnen mißfallen. Ach! ich bitte Sie so sehr, wenn das ist, schreiben Sie es mir ja; ich will so gerne mich bessern und so werden, wie Sie es wollen und wünschen. Von Allen den Meinigen bringe ich Ihnen die herzlichsten Grüße. Auch von der jüngsten schönen Frau Kousine, die recht viel auf Sie hält. Das sollte ich Ihnen nur gar nicht schreiben — doch weiß ich's niemand auf dieser Welt kann Sie so lieben, werth halten und achten, wie Ihr treues Friedchen.

Der Vorgänger in Gehren Pastor Caspar Friedrich Gieme (1776 bis 1809) trat bereits 1809 in den Ruhestand und starb am 24. September 1815. Er war mit Ida Spiegelberg verheiratet und hatte sechs Kinder. Johann Martin Daniel Wohlfahrt und Friederike Schröder heirateten nach langjährigem Verlöbniß am 4. Januar 1814 und am 2. Juni 1815 wurde ihnen ihr Sohn Hugo Wohlfahrt geboren. Zuvor aber wurde im Pfarrhaus zu Goehren am 12ten November 1816 ein Pfarrvertrag abgeschlossen (höchstwahrscheinlich handelt es sich um einen Schreibfehler und ist der Pfarrvertrag im Pfarrhause zu Gehren abgeschlossen worden, was auch sinnvoller wäre, da die Taxatoren doch an Ort und Stelle ihr Werturteil abgeben mußten.

„Geschehen im Pfarrhaus zu Goehren, den 12ten November 1816. In Gegenwart des Herrn Pastoris Selmer zu Goehren als allerhöchst verordneter Consistorial-Commissarius, des Herrn Pastoris Wohlfahrt hieselbst, des Herrn Pastoris Langbein von Schönbeck als Assistenten desselben, des Herrn Pastor Reinhold von Staven als Mandatarius der Frau Prediger-Witwe Gieme, des Herrn Pastor Hopt in Blumenhagen aus der Uckermark als Schwiegersohn der Frau Pastorin Gieme, des Herrn Pastors Ehlers in Kotelow und des Herrn Pastor Rhode aus Zieten in Pommern, beide Letztere als Freunde des Hauses.“ (Nach Krüger, Pastoren im Lande Stargard, war Johann Ludwig, Theodor Heinrich Selmer von 1805 bis 1866 Pastor in Göhren und damals Großherzog. Commissar bei der Separation der Pfarr- und Kirchenländereien wegen seiner Kenntnisse der ökonomischen und rechtlichen Verhältnisse des Landes tätig. Er war Pastorensohn, besuchte von 1793 bis 1795 die Universität Jena und wurde Hauslehrer in Pragsdorf und in Neustrelitz, wo seine ungewohnte erzieherische Tätigkeit, die die Zöglinge turnen und schwimmen ließ, viel Aufsehen erregte, aber ihm auch das Wohlwollen des Herzogs Carl gewann, der ihn in Göhren präsentierte. Er war mit der Tochter seines Vorgängers Wilhelmine Denzin verheiratet und hatte 16 Kinder, unter diesen seinen Nachfolger Heinrich Selmer, geboren 21. Mai 1824, gestorben am 27. Juli 1891. Schriften: „Reden bei der Einsegnung von Kindern auf dem Lande“, 1826. Schon vor der Hochzeit plünderten Franzosen das Pfarrhaus, später mußte man vor Marodeuren fliehen und sich drei Tage lang im Walde verbergen. 1812 wiederholte sich das Plündern und Brandschatzen, kurz, es fehlte nicht an Sorgen und Not, die bei der heranwachsenden Familie dem Haus treu blieben.

Andreas Christian Gottlob Langbein, von 1799 bis 1831 Pastor in Schönbeck, geboren am 19. Januar 1774 zu Güstrow, wo sein Vater Johann Christian Langbein, der während des 7jährigen Krieges aus Schkeuditz in Sachsen ausgewandert war, als



Johann Martin Daniel Wohlfahrt, Pastor zu Gehren

Kanzlist ein Unterkommen gefunden hatte. Er besuchte die Universität Rostock. Gerne hätte er die akademische Karriere gemacht, konnte aber nicht daran denken, weil er seinen Unterhalt durch Unterrichtsstunden und Wohltaten finden mußte. Ostern 1794 wurde er Hauslehrer bei Frau von Maltzahn in Neustrelitz und 29. Mich. 1799 P. adj. in Schönbeck, am 12. November 1800 Johanna Sophia Dorothea Weissenborn heiratete, die älteste Tochter seines Vorgängers Adolf Friedrich Weissenborn, Pastor von 1773 bis 1811 in Schönbeck. Er war zweimal verheiratet (19. August 1817, Auguste Evert) hatte aus beiden Ehen zehn Kinder und unterrichtete diese selbst. Er brachte seinen ältesten Sohn bis zur Universitätsreife und bildete mehrere Töchter als Erzieherinnen aus. Daneben studierte er eifrig Literatur, Mathematik, Astronomie, orientalische Sprachen und Theologie. Außerdem absolvierte er in Treue verwickelte Vormundschaftsrechnungen, hatte viel mit Auseinandersetzungen bei Veränderungen der Pfarrinhaber zu tun. Langbein starb am 14. Oktober 1831. Im Vertrag zeichnet er als „Assistent desselben“, also des Pastors Wohlfahrt. — Hans Ludwig Adolf Reinhold, Pastor in Staven von 1781 bis 1834 (Sohn des Pastors Christian Gottfried Reinhold, geboren in Güstrow, und Enkel des Succentors Reinhold an der Domschule zu Güstrow) wurde am 25. Juni 1755 in Staven geboren, Pastor adj. seines Vaters, gestorben 23. März 1834. Von seinen Kindern erkrankte Wilhelm Reinhold als Unteroffizier des Meckl. Strel. Husaren-Regimentes in der Neisse, machte Franz Reinhold als Unteroffizier ebenfalls die Freiheitskriege mit und erhielt das Eiserne Kreuz und wurde Fritz Reinhold, nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht hatte, Gerichtsrat in Schönberg.

August Ludwig Hopt war Pastor in Blumenhagen i. d. Uckermark und Schwiegersohn des Vorgängers von Wohlfahrt in Gehren Caspar Friedrich Gieme und dessen Ehefrau Ida Spiegelberg. — Johann Heinrich Martin Ehlers, Pastor von 1791 bis

1829 in Kotelow, wurde am 14. September 1761 in Rostock als Sohn des Dr. med. Johann Leonhard Ehlers geboren. Er besuchte die Universitäten Rostock und Göttingen von 1779 bis 1782, war Hauslehrer in Kotelow, wurde dort Pastor am 16. Juni 1791 und starb am 4. April 1829. Pastor Ehlers, der auch im Pfarrvertrag als „Freund des Hauses“ aufgeführt wird, ist jener Pastor Ehlers, der in Müllers „Jugendleben in Mecklenburg und Jena“ zitiert wird.)

Der Pfarrvertrag vom 12. November 1816 lautet: § 1 Da das Grossherz. hochw. Consistorium den Herrn Pastor Selmer aus Goehren durch das sub. A. anliegende Commissorium allergnädigst beauftragt, hat die Auseinandersetzung zwischen dem Herrn Pastor Wohlfahrt und der Frau Wittwe Pastor Gieme zu beschaffen, und das der Wittwe Gehalt für letztere zu regulieren, so ist terminus auf heute angesetzt worden und haben sich vorgenannte Herrn in den bemerkten Qualitäten heute hieselbst eingefunden. 1. Man schritt zuzörderst zur Untersuchung der Frage: Ob bei hiesiger Pfarre ein, der Pfarre eigenthümliches Inventarium an Gebäuden und Saaten vorhanden sei? Auf geschehene Befragung erklärte der Herr Mandatarius der Frau Pastorin Gieme, daß sich ein solches Inventarium und Eigenthum der Pfarre, unter dem, was zur Wedeme gehöre, hieselbst nicht finde. Selbiger producirte das Protocoll der Auseinandersetzung zwischen dem verstorbenen Herrn Pastor Gieme und der Frau Pastorin Labesius, hinterlassener Wittwe seines Antecessoris de dato Goehren den 5. ten Februar 1776, aus welchem sich deutlich ergab, daß sowohl die Gebäude bei hiesiger Pfarre, unter den Wedeme-Gebäuden nämlich 1. der s. g. F r a h m e n h o f nebst den dazu gehörigen Scheunen und Stallungen, nach Abzug des Bauholzes, als welcher bei dessen Erbauung vom Pfarracker genommen worden, 2. das Einliegerhaus und dann 3. das Cossaten-Haus, wobei zur Zeit noch Scheune und Stallung befindlich, als auch die Saaten bei dem Pfarrhofe von dem Herrn Pastor Gieme an die Erben seines Antecessoris baar sind bezahlt worden. Grossherzoglicher Hg. Consistorial. Commissarius fand keinen Grund vorbemerkte Erklärung und Beweisführung in Zweifel zu ziehen, reservierte jedoch auf den Fall, daß in Zukunft ex actis oder sonst beweislicher Weise das Gegentheil dargethan werden sollte, in dieser Hinsicht der Pfarre und dem zeitigen Herrn Pastor alle Gerechtsame.

§ 2. 2., Man schritt nun zur Ausmittelung desjenigen, was bei hiesiger Pfarre ein Eigenthum des Herrn Pastoris defuncti sei? Als solcher wurde dem Herrn Pastor Reinhold und den Erben des verstorbenen Herrn Pastor Gieme in Anspruch genommen: a, die vorhin sub 1. 2. 3. bemerkten Gebäude, b, die bei hiesiger Pfarre befindlichen Saaten nebst Ackerlohn, 3, einige weiter unten näher zu bestimmenden Zäune. Hatten sich nun auf vorhergegangene Erinnerung des Herrn Commissarii an den Herrn Pastor Wohlfahrt und die Frau Pastorin Gieme, die erforderlichen Taxatoren der Gebäude, nämlich auf Seiten des Herrn Pastor Wohlfahrt der Zimmermeister Krüger aus Straßburg und auf Seiten der Frau Wittwe der Zimmermeister Serbe und Maurermeister Lange, beide aus Friedland, am heutigen Tage hieselbst eingefunden; so wurden gedachte Taxatoren vom Herrn Consistorial. Commissarius zuvor dahin bedeutet, daß sie auf Pflicht und Gewissen, und so wie sie es jederzeit vor Gott zu verantworten gedächten, keinem zu Liebe und keinem zu Leide eine unpartheiische Taxe vorgedachter Gebäude anzufertigen hätten; und nach dem selbigen solches mit Handschlag an Eides Statt versprochen, so wurde von ihnen zur Taxation geschritten. Es ergab sich zwischen beiden Taxen eine beträchtliche Differenz, indem der Taxator des Herrn Pastor Wohlfahrt sämmtliche Gebäude zu 540 Taler Pr. Cour., der Taxator auf Seiten der Erben des verstorbenen Herrn Pastor Gieme dieselben Gebäude aber zu 359 Taler Pr. Cour. abgeschätzt hatten. War nun dies ein Beweis dafür, daß von keiner von beiden Seiten, irgend ein selbstüchtiger Einfluß auf gedachte Taxatoren stattgefunden, so vereinigte man sich darüber, daß der Durchschnittspreis von beiden Summen nach Abzug des Holzwerthes als derjenige angenommen werden sollte, nach welchem gedachte Gebäude von dem Herrn Pastor Wohlfahrt bezahlt werden sollten. Der Pastor Wohlfahrt bezahlte demnach für die sämtlichen dem verstorbenen Herrn Pastor Gieme eigenthümlich zuständig gewesenem Gebäude bei hiesiger Pfarre, nämlich für 1, den so-

genannten Frahenhof nebst Scheune und Stallung mit Ausschluß eines vom jetzigen Pächter neu erbauten Stalles und überbauten Thorweges, welche zwar auf Pfarr-Grund und Boden stehen und woran die Thorflügel mit zum erkauften Gehöfte gehören, aber nur zu einstweiligem Gebrauche des jetzigen Herrn Pächters errichtet sind, und über deren Werth der Herr Pastor Wohlfahrt sich besonders abzufinden hat. 2, das Einliegerhaus nebst Stallung. 3, das Cossaten-Gehöft bestehend aus dem Wohnhause, einer Scheune nebst sämtlichen Ställen, der Summe von Dreihundertzwei und Achtzig Thalern Gold Elf Schillinge in Pr. Cour. an die Erben des Herrn Pastor Gieme, 3, Außer diesen Gebäuden war annoch von dem Herrn Pastor Wohlfahrt zu bezahlen, die Einsaat von 72 Scheffel Roggen und 2 Scheffel Weizen nebst dem Ackerlohn und den Dungfuhren auf gedachte Aussaat. Man nahm hiebei die Neubrandenburger Marktpreise, wie solche in den Neustrelitzer Intelligenzblättern in der Michaelis-Woche dieses Jahres sich fanden und zwar den Durchschnittspreis der Michaelis-Woche zur Norm an, dieser betrug für den Roggen 1,42 Pr. Cour., für den Weizen 2,26 Pr. Cour. Es sind demnach zu bezahlen vom Herrn Pastor Wohlfahrt für 72 Scheffel Roggen a 1,42 = 135 Thaler Pr. Cour., für die 2 Scheffel Weizen a 2,26 = 5,4 Thaler Pr. Cour., in Summa 140, 4 Thaler Pr. Cour. und Ackerlohn für 74 Scheffel a 12 + 37 Thaler Pr. Cour. für 80 Dungfuhren a 2 = 6,16 Thaler Pr. Cour. Summa in Gold 43,16 Thaler Pr. Cour. Der übrige Acker, welcher sich noch bei hiesiger Pfarre befindet, ist zum Theil an den Hof hieselbst mit unbestellten Saaten in Zeitpacht gegeben, und wird dem Herrn Pastor Wohlfahrt von dem Herrn Pächter mit unbestellten Saaten zurückgegeben, zum Theil wird er von der Pfarre selbst cultiviert und hat der Herr Pastor Wohlfahrt die Wintersaat bereits auf diesem Theil des Pfarrackers selbst bestellen und besäen lassen. Es werden mithin außer für die bereits bemerkten 74 Scheffel Winteraussaat kein Saatkorn, keine Ackerbestellung, keine Dungfuhren bezahlt.

§ 3. 4, Befanden sich nun bei hiesiger Pfarre mehre Theile der Bewährung, namentlich um den sogenannten Straßengarten und die daran stoßende Würde, welche der Herr Pastor Gieme aus eigenen Mitteln gesetzt und erhalten hatte, und versicherten nicht nur dessen Erben und die Frau Wittwe, sondern bezeugte auch ein 79jähriger Greis, welcher bereits hier drei Prediger überlebt hatte, daß gedachte Bewährung von jeher auf Kosten des zeitigen Predigers erhalten worden sei; so konnte auch der Herr Pastor Wohlfahrt ohnerachtet der anfänglichen Protestation seines Assistenten sich der Bezahlung dieser Bewährung nicht entziehen, und vereinigte man sich endlich dahin, daß für sämtliche bei hiesiger Pfarre dem Herrn Anteressori eigenthümlich gewesene Bewährung bezahlt werden sollte — 15 Thaler Gold.

§ 4. Was nun die Vertheilung der Hebungen aus dem Gnadenjahr anlanget, so findet hier, da das Gnadenjahr auf Michaelis dieses Jahres geendigt ist, eine solche Vertheilung nicht statt, sondern beneficiarii nehmen die ganze Erndte und alles was aus selbiger resultiert für sich hin. Der Herr Pastor Wohlfahrt, welcher bis jetzt Adjunctus gewesen, und in den 4jährigen Terminen den ihm in dem Vergleiche mit dem Herrn Pastor Gieme de dato den 8ten September 1808 bestimmten Gehalte empfangen, erklärte, daß dieser Gehalt ihm bis Michaelis 1816 baar und richtig von der Frau Wittwe durch den Geheimen Rath von Rieben sei behündigt worden, weshalb er also an die Einkünfte aus dem Gnadenjahre, wenn selbige auch erst späterhin selbst nach Trinitatis 1817 verabreicht würden, keinen Anspruch machen könne. Stand nun der Frau Wittwe das Recht zu das sämtliche in diesem Jahre geworbene Rauhfutter auf der Wedeme durch Abnutzung vom Vieh zu ihrem Vortheile zu verwenden, so ließ sich dieselbe, da sie im Orte wohnen zu bleiben nicht gesonnen ist, doch bereitwillig finden, daß sämtliches Raufutter an Heu und Stroh dem Herrn Pastor Wohlfahrt gegen ein Equivalent von 20 Thalern Pr. Cour. zu überlassen und erklärte sich der Pastor Wohlfahrt bereit, diese Summe dafür zu zahlen. Hatte ferner die verwitwete Frau Pastor Gieme auf ein Anrecht an das Deputat-Holz der Pfarre und da selbiges jedesmal von Johannis bis Johannis gegeben wird, für das $\frac{1}{4}$ Jahr von Johannis bis Michaelis dieses Jahres nach dem gesetzmäßigen Verhältnis nach welchem von der ganzen Summe des Deputatholzes $\frac{5}{8}$ auf das Winter- und $\frac{3}{8}$ auf das Sommerhalbjahr gerechnet

werden, also $\frac{3}{16}$ des Ganzen; so wurden auf die abgelegte Erklärung der Frau Pastorin Gieme, daß sie von dem Johannes dieses Jahres fällig gewesenem Deputat-Holze noch nichts habe für sich anweisen lassen, dieser ihr Antheil von $\frac{3}{16}$ des Ganzen, betragend $5\frac{5}{8}$ Faden, derselbigen ausgemittelt und als ihr Eigenthum überwiesen. Es ergab sich nun aus dem Vergleiche, welchen der Herr Pastor Wohlfahrt mit dem verstorbenen Herrn Pastor Gieme zum Zwecke der Adjungtur unterm 8ten Februar 1808 abgeschlossen hat, die übernommene Verbindlichkeit des Pastors an die Frau Wittve des letzteren: von seinem Deputat-Holze alljährlich 4 Faden Brennholz abtreten zu wollen; so bemerkte Grossherz. Consistorial-Commissarius, daß dieser besondere Vergleich dem dereinstigen Nachfolger des Herrn Pastors Wohlfahrt auf keine Weise normierend sein könne und dürfe, da eine Prediger-Wittve an das Deputat. Holz der Pfarre nach Ablauf des Gnadenjahres herkömmlich keinen Anspruch habe, sondern vielmehr überall Herr Patronus der Prediger-Wittve die üblichen 6 Faden Wittven-Holz unentgeltlich verabreichen lasse. Nebenvergleich: Der Herr Pastor Wohlfahrt überläßt für dieses Jahr, aber nicht ferner hin, der Frau Wittve diejenigen zwei Schock Stroh, welche vom hiesigen Hofe an die Pfarre entrichtet werden, hinsichtlich des billigen Vergleiches wegen des sämtlichen Raufutters, zu ihrem beliebigen Gebrauch.

§ 6. Nachdem nun alles Vorstehende zur gegenseitigen Zufriedenheit der Interessenten regulirt war, so schritt man endlich zur Ausmittlung des Wittven-Gehaltes. Die Frau Pastorin Gieme und der Assistent derselben, Herr Pastor Reinhold, wurden vom Herrn Consistorial-Commissarius aufgefordert, sämtliche fixe Hebungen der Pfarre, wie solche während des Gnadenjahres gewesen, anzugeben. Die Angaben derselben weichen in einigen Stücken von der eigenhändigen Spezification der Pfarreinkünfte, welche der Herr Pastor Gieme ad Consistrium eingesandt hatte, ab. Diese Verschiedenheit der Einkünfte rührte daher, weil von letzterem die Einkünfte der Preussischen Filiale Neuensund nicht mit aufgeführt worden sind. Es bestehen demnach die fixen Einkünfte der Goerenschen Pfarre aus folgendem: 1, Mastkorn aus Galenbeck 34 Scheffel Roggen Deputat, Maast Octava 4 Scheffel 4, Goehren 52 Scheffel, Bert. Maast Roggen 6 Scheffel 9 und Neuensund 49 Scheffel (6 Scheffel 2). 2, Ertrag von dem Acker, welchen die Pfarre selbst cultiviert, in den Feldern resp. 16. 18. 20 Scheffel, Winteraussaat im Durchschnitt 18 Scheffel Aussaat, davon der Ertrag 36 Scheffel Roggen und Weizen Octava Roggen 3 Scheffel 8 und Weizen 1 Scheffel. Sommerkorn, weil nicht alles Land mit Sommerkorn angesät werden kann, nachdem Verhältnis von 3. 4 und 4- bis 5. 18 Scheffel Aussaat, wovon 8 Scheffel Gerste, Ertrag 16 Scheffel, Octava 2 Scheffel Gerste, 10 Scheffel Hafer, Ertrag 20 Scheffel — 2 Scheffel 8 Scheffel Hafer, Erbsen 4 Scheffel, Ertrag 8 — 1 Scheffel Erbsen. Kaff, welches vom Hofe geliefert wird, 48 Scheffel — 6 Scheffel Kaff. 3. Baares Salarium. aus Anklam 5 Thaler Cour. Octave 32 Cour. 4. Ackerpacht. a, Goehren resp. 250, 45, Summe 295 — Oct. 36, 42; b, Gahlenbeck 24 Cour. Oct. 45; c, Neuensund 6 Cour. Oct. 36. 5, Jahrgeld aus den drei Gemeinden, 6, Flachs, 7, Eier 560 Stück, Eiergeld 12 Thaler Pr. Cour., 8, Käse 3 Schock ($1\frac{1}{2}$ Mandel), 9, Ostergefälle außer den Eiern, 10, Für Obst jährlich 1 Thaler Pr. Cour. Fischerei und Mast sind nach der Erklärung der Frau Wittve unbeträchtlich. Die Zeit der Ablieferung richtet sich nach der Zeit des Empfanges vorstehender Einkünfte.

Hat nun die Frau Wittve durch das Recht der freien Weide für eine Kuh, so würde es wohl in Rücksicht, daß ihr gefallen könne, das hiesige Prediger-Wittwenhaus selber zu bewohnen, als auch mit Bedacht auf nachfolgende Wittve noch die Vereinbarung getroffen, daß nach Ablauf des jetzigen Pacht-Contractes über den größten Theil des hiesigen Pfarrackers ins Werk gesetzt werden sollte, daß eine Weide von 3 Scheffel Aussaat für die Prediger-Wittve ausgemittelt werde, von dem Pfarracker, nun in selbiger das benötigte Futter für die Kuh zu gewinnen, wogegen der Ertrag derselben nach demselben Maastabe zurückgerechnet werden soll, nach welchem das Wittven-Gehalt von dem Pfarracker, welcher von der Pfarre selbst cultiviert wird, gerechnet worden ist. Schließlich ist dieses Protocoll vorgelesen, genehmigt und von den im Anfang be-

nannten Herren sämtlich unterschrieben. J. H. Selmer als Consistorial. Commissarius; J. Reinhold, Joh. Mart. Dan. Wohlfahrt, Rhode, A. C. G. Langbein, J. H. M. Ehlers.

Es liegt noch eine genaue Abrechnung über die Pfarreinkünfte aus dem Jahre 1836 zu den Akten aus denen hervorgeht, daß z. B. drei Wagen (Wagen mit Verdeck, Holsteiner, Schien- und Puffwagen) vorhanden waren, 2 Pferde, 10 Kühe, 50 Schafe nebst Lämmern, 8 Schweine, 30 Bienenstöcke, so daß das Vermögen 2918 Thaler betrug und die Schulden sich auf 638 Thaler beliefen, daß ein Dienstmädchen, eine Köchin und ein Knecht beschäftigt wurden und daß nach der „Bilance“ die Einkünfte sich auf 620 Thaler Gold und die Abgaben auf 195 Thaler Gold beliefen. „Dies ist also der reine Ertrag des hiesigen Pfarreinkommens“ heißt es zum Schluß.

Johann Martin Daniel Wohlfahrt und Friedrike Schröder heirateten am 4. Januar 1814 im Alter von 40 und 41 Jahren; am 2. Juni 1815 wurde ihnen ein Sohn geboren, den sie Hugo taufen ließen und dessen Paten (Auszug aus dem Taufregister der Kirchengemeinde Gehren-Galenbeck) waren: der Geheime Rath von Rieben, die Frau Landgerichts-Direktor von Arnim, Frau von Raven, Fräulein Lolo von Rieben, Superintendent Dr. Glaser, Doctor Berlin und Pastor Ehlers. Hugo Wohlfahrt starb als Hofrat und Landgerichtsrat am 9. Februar 1888 in Neustrelitz im Alter von 72 Jahren und acht Monaten (Schlaganfall). Er hat die Gymnasien zu Berlin, Stettin und Greifswald besucht und alsdann von 1836 bis 1840 zu Berlin und Jena Jurisprudenz studiert.

Die Eltern hatten zunächst mit ihrem Sohn Hugo großen Kummer, was aus den hinterlassenen Schriftstücken und Briefen hervorgeht. Von der Militär-Pflicht kam er durch ein Frei-Los frei. Es liegt bei den Akten und hat folgenden Wortlaut: Da Hugo Wohlfahrt, geboren in Galenbeck am 2. Juni 1815, gestellt von dem Gute Gehren bei der diesjährigen Auslossung der Militair-Pflichtigen das Frei-Los Nr. 98 gezogen, und dadurch der gesetzlichen Militair. Pflichtigkeit genügt hat, so wird solches hierdurch bescheinigt. Neubrandenburg, den 15. August 1835. Militair-Auslosungs-Behörde der Ritterschaft Stargardschen Kreises.

„Das unterzeichnete Ministerium sendet Ihnen hierneben die Anlagen Ihrer Vorstellung vom 19. d. Mts. mit dem Eröffnen zurück, daß es Bedenken tragen muß, Ihren von dem Gymnasium zu Greifswald relegierten Sohn schon jetzt bei einer diesseitigen Universität zur Immatrikulation zuzulassen. Das Ministerium ist aber nicht abgeneigt, nach Verlauf eines Jahres die Immatrikulation Ihres Sohnes zu gestatten, wenn derselbe dann genügend Zeugnisse über seine sittliche Führung beibringen kann. Berlin, den 29. März 1836 Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, an den Herren Prediger Wohlfahrt zu Gehren.

Interims-Zeugnis der Reife für Hugo Wohlfahrt: Hugo Wohlfahrt, geboren zu Galenbeck (Gehren!), evangelischer Confession, 21 Jahre alt, Sohn des Herrn Predigers Wohlfahrt daselbst, auf dem hiesigen Gymnasium in Prima $\frac{1}{2}$ Jahr, früher 1 $\frac{1}{2}$ J. in Prima des Gymnasiums zu Ruppin, hat zu Ostern d. J. beim hiesigen Gymnasium das Zeugnis der Reife erhalten. Wegen eines zwischen ihm und einem anderen Primaner in Form eines Duells ausgemachten Streites ist er gleich nach der Prüfung, zu der er, wegen der deshalb über ihn verhängten Untersuchung nur interimistisch zugelassen worden, von der Schule relegiert worden. Da das Königl. Consistorium in Stettin erst später entschieden, daß ihm das Prüfungszeugnis auszuhändigen sei, so hat ihm bis jetzt, weil die Acten noch beim Königl. Consistorium vorliegen, das Zeugnis noch nicht ausgefertigt werden können, und wird ihm auf seinen Wunsch, Obiges hiermit interimistisch bescheinigt. Greifswald, den 9ten October 1836. Der Rector (Siegel).

In Folge der vorläufigen Resolution vom 16ten Juni d. J. gestattet das Ministerium nunmehr auf Grund der beigebrachten Zeugnisse ihrem Sohn die sofortige Immatrikulation auf der hiesigen Königlichen Universität und hat derselbe sich durch Vorzeigung dieses Registers bei den Königlichen stellvertretenden Regierungs. Bevollmächtigten wegen der erhaltenen Erlaubnis auszuweisen. Zur Aushändigung des testimonii-maturitatis ist der Rector Dr. Glasewald in Greifswald bereits durch das Königliche



Hugo Wohlfahrt als Jenenser Student

Konsorium angewiesen worden. Berlin, den 13ten October 1836. Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. An den Prediger Herrn Wohlfahrt zu Gehren.

Neben einem „Revers welcher von den Studirenden vor der Immatriculation zu unterschreiben ist“ liegt vom 2. November 1836 die Immatriculationsurkunde der Friedrich Wilhelm Universität zu Berlin vor: Virum iuvenem ornatissimum Hugonem Wohlfahrt, Megalopotitanum civibis Universitatis litterariae Fridericae Guilelmae legitime adsriptum nomen apud facultatem iuridicam rite professum esse testamur. Decanus et Professores facultatis iuridicae Universitatis Fridericae Guilelmae (Siegel und Unterschrift). Aus dem vierseitigen „Revers“ sei nur der Schlußsatz zitiert: ... verspreche ich Endesunterzeichneter mittelst meiner Namensunterschrift auf Ehre und Gewissen: 1. daß ich an keiner verbotenen oder unerlaubten Verbindung der Studirenden, insbesondere an keiner burschenschaftlichen Verbindung, welchen Namen dieselbe auch führen mag, Theil nehmen, mich an dergleichen Verbindungen in keiner Beziehung näher oder entfernter anschließen, noch solche auf irgend eine Art befördern werde; 2. daß ich weder zu dem Zwecke gemeinschaftliche Berathschlagungen über die bestehenden Gesetze und Einrichtungen des Landes, noch zu jenem der wirklichen Auflehnung gegen obrigkeitliche Maaßregeln mit Andern mich vereinigen werde. Insbesondere erkläre ich mich für verpflichtet, den Forderungen, welche die diesem Revers vorgedruckten Bestimmungen enthalten stets nachzukommen, widrigenfalls aber mich allen gegen deren Übertreter daselbst ausgesprochenen Strafen und nachtheiligen Folgen unweigerlich zu unterwerfen. Zur Bekräftigung dieser Verpflichtung habe ich diese gegenwärtige Erklärung in zwei Exemplaren eigenhändig mit meiner vollständi-

gen Namensunterschrift unterzeichnet. Berlin, den 2ten November 1836 Hugo Wohlfahrt.

Ein ähnlicher Revers der Carl Friedrich-Universität zu Jena liegt nebst Immatriculationsurkunde vor. Die gesiegelte Anmeldung in Jena hat folgenden Wortlaut: Auf Ansuchen wird hierdurch besiegelt, daß Herr Hugo Wohlfahrt, aus Gehren, im Großherzogthum Meckenburg-Strelitz, welcher seit Michaelis 1836 bis dahin 1837 in Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft sich gewidmet, in der Mitte des jetzt laufenden Monats, unter Vorlegung eines wohl lautenden Fleiß- und Sittenzeugnisses der Königlichen Universität zu Berlin de dato 9ten Dezember 1837, hier zur Immatriculation sich angemeldet hat, zu solcher aber um deswillen jetzt nicht zugelassen werden konnte, weil die gesetzlich bestimmte Immatrikulationszeit bereits abgelaufen ist. Jena, am 24.ten December 1837 Die Immatrikulations-Commission daselbst.

Im Alter von 57 Jahren verstarb in Gehren Friederike Schroeder, die Mutter des Hugo Wohlfahrt, Sein Vater Johann Martin Daniel Wohlfahrt schreibt in das Begräbnis-Register der Kirchengemeinde Gehren persönlich ein: „meine gute, edle Frau starb am 14. November 1831 an schleichendem Fieber.“ Noch ein Jahr zuvor schreibt die Frau des am 14. November 1831 verstorbenen Pastors Andreas Christian Gottlob Langbein (im Pfarrvertrag von Gehren als „Assistent desselben“ bezeichnet) Minna Langbein an Hugo Wohlfahrt nach Greifswald: „Als die Geheimschreiberin Ihrer theuren, leider seit acht Tagen am Fieber darnieder liegenden Mutter, greife ich jetzt zur Feder, um auch an Sie einige Zeilen zu richten. Ihr Herr Vater wollte Sie in diesen Tagen mit einem Brief erfreuen, doch der Besuch des Hg. Superintendent Glaser und des Professors Wagner hält ihn davon ab, auch wissen Sie ja, wie ungern er schreibt. Da Sie nun die liebevolle Besorgnis Ihrer Mutter für Sie kennen, die es nicht übers Herz bringen kann, Sie lange ohne Nachricht von hier zu lassen, so werden Sie dieses Mal gütigst mit meinem Geschreibsel fürlieb nehmen. Ihr langes Stillschweigen macht die lieben Eltern sehr besorgt und ich bin deshalb von ihnen beauftragt, mich nach der Ursache desselben zu erkundigen; sie fürchten, daß vielleicht Unwohlsein Sie verhindern zu schreiben; doch wolle Gott das verhüten! Mutter wünscht zu wissen: ob Sie ihren letzten Brief, mit einer Einlage von Minna Ebel, erhalten, und wie es mit den Rechnungen steht. — Das Befinden Ihres Herrn Vaters ist jetzt ziemlich gut; er sitzt mit seinen Gästen beim Lomberspiel, und die alten Herren scheinen, versehen mit Kaffee und einem dampfenden Pfeifchen, sich ganz behaglich zu fühlen. So bekümmert mich auch jetzt, mehr als jemals, das Unwohlsein meiner theuersten, mütterlichen Freundin macht, so finde ich auch wieder einige Beruhigung in dem Gedanken, ihr nützlich sein zu können, und so meine aufrichtigste Dankbarkeit für alle ihre Liebe und Güte gegen mich zu beweisen. — Den herzlichsten Dank sagen die Meinigen und ich Ihnen sowie Herrn Booss, für die warme Theilnahme, welche Sie Beide an unserem Schicksale bewiesen; möge der Himmel Sie vor einem ähnlichen bewahren! Wie wohl es thut, wenn Andere die ganze Größe unseres Schmerzes kennen, und ihn so innig theilen, das fühlen wir jetzt recht; das Mitgefühl guter Menschen ist ein lindernder Balsam für das wunde Herz. Wir haben einen starken Zug aus dem Kelche der Leiden thun müssen; doch unser himmlischer Vater, der ihn uns reichte, wird uns ja auch Kraft verleihen, die Bitterkeit desselben weniger zu schmecken; er weiß, was seinen Kindern das Beste ist, ihm wollen wir vertrauen, er wird uns nicht verlassen. Ihre Eltern grüßen Sie herzlich Ihre ergebene Minna Langbein.“

Es folgt ein Brief von Hugos Mutter, Friederike Wohlfahrt, geborene Schroeder, der aus einer Mappe entnommen ist, auf dem Hugo Wohlfahrt vermerkt hat „Das Leben im Elternhause und der letzte Brief meiner Mutter an mich“: „Mein Lieber Hugo! Obgleich ich gestern bettlägerig war und heute auch noch nichts nützte, so kann ich Dir doch (die) Einlage, die ich heute Morgen erhielt, nicht vorenthalten, zumal, da durch v. Seckendorfs sich eine so schöne Gelegenheit darbietet! Du hast erhalten oder wirst erhalten durch Gänschen Arnim Brief und häusliche Werke. Vater befand sich doch gestern so, daß Er gestern in Neuensund war, die sehr brillant war. Ich hätte Dir und Deinem Collegen diese gegönnt. N. wollte nicht mit, weil er sich nichts versprach.

Durch Boß weiß ich, daß Du bey seiner Mutter vergnügt warst. Laß Dich nur nicht durch die Berliner Sirenen locken und halte Dich zu den Mecklenburgerinnen; wenn sie auch nicht so poliert sind, so sind wenigstens nicht alle so kokett. Ich weiß Dir nichts weiter zu melden. Tante ist höchst moureuse und jeder, der frohen Herzens ist, wird verdammt, die Minna, wenn sie nicht erlöset ist, wirklich zu bedauern. Ich wiederhole meine Bitte, daß Du fleißig und fromm seiest; Vater, Tante Minna grüßen Dich herzlich. Antworte aber nur und das, was Du weißt, das hier verdaulich ist. Gehren, den (?) Deine treue Mutter Fr. Wohlfahrt. (An Herrn Wohlfahrt auf dem Königl. Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, Burgstraße 77).

Gehren, d. 18. 2. 36. Lieber Sohn, daß ich mich nicht grämen solle Deines wie Du schreibst, Unfalles wegen, wünschest und bittest Du. Wenn sich das Vaterherz damit beschwichtigen ließe. Noch immer stehe ich in der Besorgniß, daß Du Dich duelliert hast. Reine Wahrheit verlange ich darüber, und dann wird Gott alles zum Besten lenken. Ich habe nur wenig Minuten Zeit zum Schreiben, wenn die dringende Post nicht versäumt werden soll. Hgb. Fleischer sage ich einstweilen den innigsten Herzens Dank. M. Wohlfahrt.“

Es folgt der Brief des Johann Martin Daniel Wohlfahrt an Hugo Wohlfahrt, aus dem oben bereits in bezug auf Hegel zitiert wurde. Der Rest des Briefes „Gehren, den 17. 12. 36“ hat folgenden Wortlaut: „Lieber Hugo, das Album, welches jetzt vor mir liegt, verkündigt meine Absicht, recht viel an Dich zu schreiben. Du hast erst 2 Briefe von mir erhalten? Ich hatte noch einen dritten abgeschickt, der wohl verloren worden ist. Gleich viel, der Verlorene enthielt nichts, als die Versicherung meiner Zufriedenheit mit Deinem jetzigen Leben und die herzliche Bitte, die betretene Bahn fest und standhaft zu verfolgen. Mag er denn immerhin in fremde Hände gekommen sein. Das, was Dich am meisten interessieren wird: mein häusl. wirtschaftliches Leben will ich Dir in Absätzen bis ins kleinste Detail berichten, zunächst aber auf das Wesentliche Deines letzten Briefes antworten. (Hier folgt die Erinnerung an Hegel und Gans) Nun muß ich eine Pause machen, das lange fortgesetzte Schreiben greift meine Augen an, obgleich sie sich jetzt besser befinden, als vor 1/4 Jahre. Morgen mehr. Du weist, daß ich im Sommer gar nicht lesen konnte. Jetzt lese ich nicht nur die Staatsz., sondern auch den Hamb. Corresp. Der Lilien-Extract thut gute Dienste; bessere aber noch das Augenbad in lauwarmen (unleserlich). Den Vetter No. 40 grüße einstweilen freundlich von mir. Ob er mit uns verwandt ist oder nicht? Gleich viel, wenn er nur ein braver Mann ist, der dem Namen Wohlfahrt Ehre macht.

Du klagst über Kälte und Hunger. Letzteres etwas zu begegnen wird die Demoiselle Grothe etwas Victualien einpacken. Für erste erinnere ich Dich an die allgemein bekannte Sentenz: Puer bonae incolid ac frei Adjeteti. Die Erfahrung habe ich während meiner Studienjahre gemacht und bis jetzt bestätigt gefunden: aus den reich dotierten Jünglingen ist selten etwas Gutes und Gediogenes geworden. Damit Du mir aber nicht erfrierst, lege ich 1 Fr.d'or als Weihnachtsgeschenk bei. Thu Dir damit gütlich; sei aber eingedenk des Pythagoreischen Grundsatzes: Fuge quod nigram habet caudam.

Meine Wirtschafts-Angelegenheiten gehen besser als früher. Die Speisekammer ist angefüllt mit Rindfleisch, Schweinebraten und einem frischen Kalbe. An Fischen, auch an Wildpret fehlt es nicht, wohl aber an Wein, den ich gern entbehre. Die letzthin ausgesprochene Besorgniß — (Grothe u. Neven betr.) war ungerecht. Für diesen Punct bin ich berühmt, und Carl ist mir unentbehrlich. Von der Tabaks-Rechnung ist mit wider mein Erwarten eine hübsche Summe zu Gute gekommen. Die Tag, habe ich ausgezahlt, und das Dringendste befriedigt. Gegenwärtig ist meine Casse noch 4 Fr.d'or. Die eingeführten Weihnachtsgeschenke absorbieren aber viel. Hg. C. Goehrke will mich in der Weihnachts- und Neujahrs-Woche in meinen Amts-Arbeiten unterstützen, und etwa 14 Tage bei mir bleiben. Ich bin heute Nacht um 1 Uhr erst von Raenska nach Hause gekommen, wo ich das Kind des Jägers Rettemann getauft habe. In 4 Stunden muß ich zu Jürgen Bandlow in gleicher Amts-Handlung. Demoiselle Grothe steht mit dem Statthalter Koenke und dem Schäfer Wollenzien Gevatter, Carl ist auch eingela-

Nr. 105



Reise-Paß

von der

Großherzogl. S. Residenz und Universitäts-Stadt Jena.



Alle Civil- und Militär-Behörden werden ersucht, Vorzeiger.. dieses,

Jung. Hugo Wohlfahrt

Dauer des Passes:

1 Jahr

Person-Beschreibung.

Alter: *25* Jahre:
 Größe: *5' 5"*
 Haare: *blond*
 Stirn: *glatt*
 Augenbraunen: *blond*
 Augen: *grün*
 Nase: *gerade*
 Mund: *schön*
 Bart: *blond*
 Gesichtsfarbe: *rosenrot*
 Hautfarbe: *weiß*
 Besondere Kennzeichen: *keine*

Stand

Student der Rechte
 gehörig von *Jena*
 wohnhaft in *Jena*
 von *Jena*
 nach *München*

frey und ungehindert reisen und rückreisen, über- auch nöthigenfalls rechtlichen Schutz angeeiben zu lassen.

Jena, am *25. Octbr.*
1840.

Großherzogl. S. Polizey-Commiff.



Handchrift des Reisenden:

H. Wohlfahrt

H. Wohlfahrt

Ein Paß der Residenz- und Universitätsstadt Jena für Hugo Wohlfahrt, Student der Rechte, vom 25. Oktober 1840

den. An meinem neuen Kutscher Carl Schümann habe ich eine gute (unleserlich) gemacht. Auch die neue Köchin, Caroline Riek beträgt sich besser als alle, die ich bisher in der Küche gehabt habe. Nun — es ist Sonntag — soll dieser Brief nebst Paquet auf die Post, damit Du beides noch zu Weihnachten erhältst. Des Portos wegen schließe ich diesen Brief in das Paquet ein, und wenn ich noch im Stande bin, auch einen Brief an Hg. Professor Gans. Wenn nicht, so soll er bald unter Deiner Adresse nachfolgen. Gottes Segen zu den Feiertagen wünscht Dir Dein treuer Vater M. Wohlfahrt.

Nach einem Reise-Paß von der Großherzogl. S. Residenz- und Universitäts-Stadt reiste der Student der Rechte Hugo Wohlfahrt am 25. October 1840 von Jena nach Mecklenburg-Strelitz. Alle Civil- und Militär-Behörden wurden ersucht, den Vorzeiger frey und ungehindert reisen und rückreisen, ihm auch nöthigenfalls rechtlichen Schutz angedeihen zu lassen. Aus der Personen-Beschreibung des Großherzogl. S. Polizey-Commiss. geht hervor: Alter 25 Jahre; Haare: blond; Stirn: frey; Augenbraunen: blond; Augen: grau; Nase und Mund: gewöhnlich; Bart: blond; Gesichtsform: Oval; Gesichtsfarbe: gesund; Kinn: rund; besondere Kennzeichen keine.

Der Direktor, Vize-Direktor und Rätthe zur Großherzogl. Meckenburg. Justiz-Canzlei zu Neustrelitz stellen ihm sodann unter dem 3. April 1841 eine Urkunde aus, „demnach der Candidat der Rechte Hugo Wohlfahrt aus Gehren die vorschriftsmäßigen schriftlichen Probearbeiten angefertigt und sich in der demnächst angestellten mündlichen Prüfung dazu qualifiziert bewiesen, daß Wir denselben in die Zahl der bei Unserem Collegio immatriculierten Advocaten auf- und angenommen haben“ und am 19. April 1841 folgt die Urkunde (mit eigenem Advocaten-Siegel) der Justiz-Canzlei, daß der Advocat Hugo Wohlfahrt aus Gehren nachgesucht hat, ihn in das Amt eines geschworenen öffentlichen Notares aufzunehmen.“ Übrigens hat sich derselbe bei den Instrumenten und Dokumenten so wie überhaupt bei allen und jeden Urkunden und Protokollen, welche von ihm als Notar an- und auszufertigen sind, des hier abgedruckten Notariats-Signets, welches des Endes herdurch approbiret und bestätigt wird, zu bedienen.“

Es folgt eine — wie alle Urkunden mit Trockensiegeln beurkundet — eine Urkunde des Großherzogl. Mecklenburgischen Oberappellations-Gerichtes zu Rostock (28. März 1846): „Nachdem der Advocat Hugo Wohlfahrt zu Neustrelitz in Grundlage der Verordnung vom 29. September 1837 zum Richterexamen zugelassen ist, so wird demselben darüber, daß er von dem Oberappellations-Gerichte nach der mit ihm angestellten Prüfung zum Richteramte qualifiziert befunden worden, das gegenwärtige Zeugniß und der gewöhnlichen Unterschrift ertheilt.“

Zwei Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz, Georg Friedrich Carl (geboren 12. August 1779, gestorben 6. September 1860) und Friedrich Wilhelm (17. Oktober 1819, gestorben 30. Mai 1904) haben die Bestellungen und Patente unterschrieben und gesiegelt, mit denen Hugo Wohlfahrt alsdann Amtsrichter beim Amtsgericht zu Mirow (10. September 1849) ernannt wurde, zum Stadtrichter in der Stadt Strelitz und Amtsrichter im Amte Strelitz (25. März 1851), zum Rath in Strelitz (18. Januar 1853), zum Hofrath (28. Juni 1868), zum Vorsitzenden des Justizamtes und weiter Mitglied der Landvogtei in Schönberg (24. Oktober 1871) und zum Landgerichtsrat beim Landgericht in Neustrelitz (28. August 1879).

Ein Bericht aus Nr. 75 vom 26. September 1879 in Schönberg der Wöchentlichen Anzeigen für das Fürstenthum Ratzeburg hat folgenden Wortlaut: Schönberg. Heute Donnerstag verließ uns der Herr Hofrath Wohlfahrt, bisher Mitglied der Landvogtei und Vorsitzender des Großherzoglichen Justizamtes, um vom 1. Oktober ab bei dem in Neustrelitz zu errichtenden Landgericht thätig zu sein. Derselbe hat während seines siebenjährigen Aufenthaltes in hiesiger Stadt mit seltener Pflichttreue seinem Allergnädigsten Landesherrn gedient und in seinem mühevollen Wirkungskreis es verstanden, sich die Allgemeine Hochachtung der hiesigen Bevölkerung zu erwerben. Ein zahlreicher Kreis von Herren hatte sich am Donnerstag Morgen auf dem hiesigen

Wir Friedrich Wilhelm,
von Gottes Gnaden

Großherzog von Mecklenburg,

Herr zu Menden, Schwerin, und Ratzeburg, auch

Grav zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr xx

Thun kund hiermit: daß Wir Unseren bisherigen
Justizamts-Dirigenten und Hofrath Hugo Wohlfahrt
in Schoenberg zum Landgerichtsrathe bei Unserem
Landgerichte zu Neustrelitz und zur Führung seiner
Wesenspflicht in Neustrelitz vom 1. October d. J. an d. J. an
stalt räumen und beurlauben haben, daß Uns derselbe
sauer und treu, sehr und genau sein, Unseren
Nützen und Begehren allerseits sein und befehlen
haben und Maßregeln eingesehen vorzuführen
soll, insbesondere aber die pflichtigen Sachen übertra-
genen Amdt und Maßregeln der Gerechtigkeit und
Recht sein zu befehlen sich gemäß geben soll
und befehlen fleißlich ausfüllen und sich überführen
so nachsichtbar soll, wie er es mit Gott, Und wird
jedermann in gutem Gewissen zu verhalten
den sich getraut, erogieren er alle mit diesem
Amdt verbundenen Rechte und Vorzügen genies-
sen und insbesondere auf der neuen beurlauben
den Befehl und Verfügung sein gebührenden Ge-
samt, über welche die Unseren Lande Ratze-
burg und Ratzeburg eröffnet werden wird, beja-
hen

Bestallung des Justizamts-Dirigenten und Hofrats Hugo Wohlfahrt
zum Landgerichtsrat in Neustrelitz
durch Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg Strelitz

Bahnhof zu seiner Abreise versammelt. Als Zeichen der Verehrung brachte dem Scheidenden der hiesige Gesangverein „Teutonia“ ein Ständchen. Der Herr Hofrath Wohlfahrt dankte den Herren mit folgenden Worten: „Meine Herren, ich danke Ihnen aus bewegtem Herzen für die große Freundlichkeit und Ehre, die Sie mir bei meinem Scheiden aus meinem hiesigen Amte erweisen. Ihr Abschiedsgruß trifft mich zugleich als den letzten Dirigenten des hiesigen Justiz-Amtes, welches jetzt gleichfalls aus der Reihe der bisherigen Justizbehörden ausscheidet und dessen Stätte nunmehr ein neues Gericht einnehmen wird. In dies neue Gericht werden auch die Bürger dieser Stadt berufen werden, um das Recht mitzusprechen. Mögen unter dem neuen Gerichtsverfahren Frieden und Eintracht gedeihen, möge Gottes Segen fortwährend auf dieser Stadt ruhen. Indem ich dem verehrlichen Gesang-Verein „Teutonia“ meinen aufrichtigen Dank für diese freundliche Aufmerksamkeit wiederhole, bitte ich Sie, meine Herren, mit mir in den Ruf einzustimmen, die Stadt Schönberg und deren Bewohner leben hoch!“

Im Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz für 1886 wird Hugo Wohlfahrt viermal aufgeführt und zwar unter „Hofmarschall-Amt“ für Justiz- und Disziplinarsachen, unter dem Landgericht zu Neustrelitz als Rath, unter Hypothekenkammer für Landgüter in Neustrelitz und die ritterschaftlichen Güter als Landgerichtsrath und Vertreter des Dirigenten sowie im Geistlichen Etat (Oberes Kirchengericht) als Landgerichtsrath und Stellvertreter.

Am 3. Juli 1854 unternahm er eine Reise von neun Wochen durch die „Kaiserl. Königlichen Oesterreichischen Staaten, die Lombardei und die Schweiz“. In dem „auf Sr. Königlichen allerhöchsten Special-Befehl (Großherzogl. Mecklenb. Landes-Regierung) von Georg, Großherzog von Mecklenburg ausgestellten Reise-Paß, welcher zur Legitimation innerhalb der Paßkarten-Vereins-Staaten ausgestellt wurde, heißt es in der „Beschreibung des Reisenden“: Alter 39 Jahre; Größe 5 Fuß, 5 Zoll; Haare blond; Stirn frei; Augen blau; Nase spitz; Mund gewöhnlich; Bart rasiert; Kinn rund; Gesicht voll; Gesichtsfarbe gesund; Besondere Kennzeichen: Eine Narbe auf der linken Backe, an der linken Seite des Kinns und an der linken Handwurzel. Der Paß zeigt Abstempelungen aus Berlin, Wien, Triest, Venedig, Mailand und viele andere mehr.

Hugo Wohlfahrt heiratete am 30. Juli 1846 in Neustrelitz Anna, geborene Goetze, geboren am 26. Juli 1823 in Neustrelitz, gestorben am 14. April 1873 in Schönberg. Anna Goetze war die Enkelin des Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzschen Hofraths, Justiz-Canzlei-Secretairs und 2. Hypothekenbewahrers Adolf Friedrich Goetze, geboren im Juli 1760, gestorben am Schlagfluß am 30. Januar 1830 in Neustrelitz. „Nach überstandenen akademischen Jahren, in welchen er sich der Jurisprudenz widmete“ war er bei der Justiz-Canzlei als Secretair employirt und erhielt am 17. Oktober 1804 den Charakter eines Hofrats. Im Nekrolog der Deutschen (Extract aus dem 8. Jahrgang, Ilmenau 1832) heißt es über ihn: Nicht der Standpunkt im Staatsdienste adelt den Mann, wohl aber treue Pflichterfüllung. Höhe am Staatsfirmamente ist nicht jedem Sterblichen verliehen, verliehen sind ihm aber von der Gottheit die Kräfte in jedem Berufe. Darum wer edel und recht thut in seinem Wirkungskreise, der ist höchst achtbar in den subalternsten Verhältnissen. Diese sich gewiß mehr aussprechende Behauptung bekundet gleich ganz an dem, von welchem dieser Nekrolog handelt, den redliche Amtstreue, unermüdete Thätigkeit und ein stiller Wandel unvergeßlich machen, wofür ihm aber auch mancher Lichtstrahl im Dienste, der so manchem Märtyrer im Jahre nie erscheint, zu theil ward. Er erwarb sich durch die Gnade seines Fürsten, die Liebe seiner Vorgesetzten und die Achtung aller, so ihn kannten, und sein Andenken wird daher den Herzen vieler unvergeßlich bleiben. Aus einer Familie entsprossen, deren Verfahren schon im Jahre 1679 zu Güstrow im Schulfache Ämter bekleideten, ward er zu Neustrelitz geboren und daselbst nach überstandenen akademischen Jahren, in welchen er sich der Jurisprudenz widmete, bei der Justiz-Canzley als Secretair employiert, den 17. Oktober 1804 erhielt er darauf den Character eines Hofraths, und als im Jahre 1820 die neue Hypothekenbehörde für die ritterschaftlichen (unleserlich) des Landes eingerichtet ward, übernahm er dabei unterm 14. Juni, neben Beibehaltung seines bis-

herigen Amtes, die Stelle eines zweiten Hypothekenaufbewahrers, Extedenten und Registrators. Er starb plötzlich am Schlagfuße in seinem 70. Lebensjahre, mit Hinterlassung einer Wittwe, Johanne Thiele, 6 Kindern und 16 Enkeln.“

Von seinen sechs Kindern starb 1868 der Pastor Johann Heinrich Adolf Goetze in Stargard, war Ludwig Goetze Obermedizinalrat in Neustrelitz und wurde Georg Ernst Wilhelm Goetze, der Vater von Anna Goetze, am 22. September 1793 in Neustrelitz geboren. Er studierte Jura 1812 in Jena. Er erhielt am 3. April anno 1812 in Neu-Strelitz von Carl, Herzog zu Mecklenburg, einen Paß ausgestellt, in dem es heißt: Demnach Vorzeiger dieses der Studiosus juris Georg Ernst Wilhelm Goetze, aus unserer Residenz-Stadt Neu-Strelitz gebürtig, in Gesellschaft des Hoflieferanten Maaß aus Altstrelitz über Leipzig nach Jena auf die Akademie reiset. Im Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzschen Staatskalender auf das Jahr 1817 wird der Hofrath Adolph Friedrich Goetze unter „Justiz-Canzlei zu Neustrelitz“ als Canzleisecretair und Berechner der Bruchkasse aufgeführt.

Der Ehe mit Hugo Wohlfahrt entsprossen fünf Kinder: Hugo (16. Juni 1847), Ewald (3. Mai 1849), Barnim (1. Mai 1852), Hubert (25. Oktober 1853) und Magdalena (26. April 1855). Anna Wohlfahrt verstarb am 17. April 1873 zu Schönberg und Hugo Wohlfahrt am Schlaganfall am 9. Februar 1888 zu Neustrelitz. Er wurde am 11. Februar 1888 „nach der Leichenfeier im Hause durch Konsistorialrat Praefke unmittelbar danach zur Bahn gebracht, um nach Schönberg gebracht zu werden, wo am 12. Februar die Beerdigung stattfinden soll“ — an der Seite seiner Frau.

Barnim Christian Philipp Carl Ernst Wohlfahrt, geboren am 1. Mai 1852 in Strelitz starb am 21. 1. 1912 als Oberstleutnant a. D. in Harburg. Er gehörte zum 1. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 75 und war „a la suite“ bis zu seiner Pensionierung als Major Kommandeur der Unteroffizier-Schule in Marienwerder (Rangliste des aktiven Dienststandes der Königlich Preußischen Armee und des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps nach dem Stande vom 1. Oktober 1900). Oberstleutnant a. D. (Major) trug den Roten Adler-Orden 4. Klasse, das Dienstauszeichnungskreuz, das Ritterkreuz des Großherzogl. Mecklenburgischen Greifenordens und das Mecklenburg-Strelitzsche Verdienstkreuz für Auszeichnung im Kriege. Sein Sohn Frank Wohlfahrt wurde am 15. April 1894 zu Bremen geboren, er starb am 3. Oktober 1971 in Hamburg. Unter der Überschrift „Frank Wohlfahrt gestorben“ berichtete damals das Hamburger Abendblatt: Im Alter von 77 Jahren starb am gestrigen Montag Frank Wohlfahrt. Mit ihm, dem weithin geschätzten Komponisten, Musikschriftsteller und Pädagogen verliert unsere Stadt eine ihrer profiliertesten Musikerpersönlichkeiten. Der in Bremen geborene Komponist sah sich mit seinem früheren Schaffen mitten in die Auseinandersetzung um die Neue Musik gestellt. Als „Folterkammermusik“ hatten konservative Kritiker sein skandalumwittertes Quartettschaffen gebrandmarkt. Doch einflußreiche Persönlichkeiten wie Alfred Einstein wurden zu tatkräftigen Förderern des jungen Komponisten, der unabhängig von Schönberg eine persönliche Variante der Dodekaphonie entwickelt hatte. Nach dem im Dritten Reich erzwungenen Schreibverbot erhielt Wohlfahrts Schaffen in den Nachkriegsjahren neuen Auftrieb. Carl Schuricht setzte sich für das dramatische Oratorium „Gott und Wolf“ des Komponisten und Dichter-Philosophen ein. Doch auch ein Oratorium „Die Passion des Prometheus“ fanden im deutschen Musikleben ein lebendiges Echo. Im Jahre 1966 veröffentlichte Professor Frank Wohlfahrt, der schon bald nach Kriegsende als Dozent nach Hamburg berufen wurde, seine „Geschichte der Sinfonie“. Als Summe seiner musikwissenschaftlichen Arbeiten war dem großen Bruckner-Verehrer gerade dieses Buch besonders ans Herz gewachsen. C. W.“

„Die Welt“ schrieb: Der Komponist und Schriftsteller Frank Wohlfahrt ist in Hamburg im Alter von 77 Jahren gestorben. Als Schöpfer von Streichquartetten gehörte Wohlfahrt vor 1933 zum avantgardistischen Komponistenkreis der Donaueschinger Kammermusikfeste. Nach dem Krieg wandte sich Wohlfahrt überwiegend dem subjektiv und weltanschaulich bekennenden Oratorium zu. Frank Wohlfahrt wurde als Sohn

eines preußischen Offiziers in Bremen geboren. Er studierte in Hamburg und Berlin Musik, später privat bei Ernst Kurth in Bern. Einer seiner wesentlichsten Förderer war der Musikwissenschaftler Alfred Einstein. Während des Dritten Reiches galt Wohlfahrt als „entarteter Künstler“ und emigrierte nach Italien. Nach dem Ende des Krieges lehrte Frank Wohlfahrt an der Staatlichen Hochschule für Musik in Hamburg. Vor allem die Funkkantate „Der Maßlose“ und das Oratorium „Die Passion des Prometheus“ ließen seine Begabung als Dichter und Musiker erkennen. Anlässlich seines 70. Geburtstages im Jahre 1964 verlieh ihm der Hamburger Senat die Brahms-Medaille. Als Schriftsteller ist Frank Wohlfahrt vor allem mit seiner „Geschichte der Sinfonie“ und einem Werk über Bruckner hervorgetreten.“

Im Hör-Zu-Rundfunkprogramm wurde zum 70. Geburtstag Frank Wohlfahrts geschrieben: „Musik muß erlebbar sein. Für viele zeitgenössische Komponisten ist es ein Problem, ihre Musik so zu schreiben, daß sie von allen verstanden werden kann.“ So argumentiert Professor Frank Wohlfahrt. Jedes der zahlreichen Werke Wohlfahrts ist in seiner Zwölftönigkeit immer verständlich und prägt sich schon beim erstmaligen Hören ein. Seine Musik wird getragen von reicher Melodik; die Themen sind breit ausladend. Interessant, daß der Künstler für jede Gattung nur jeweils ein Werk komponiert hat.“ „Ich habe Spaß an neuen Formenerlebnissen.“ Musik von Frank Wohlfahrt sendet der NDR I 14.40 Uhr und Bremen II, 21.35 Uhr.

Bildende Kunst und Tanz¹⁾

Dr. Hans-Georg Kaack

Die Verbindung von bildender Kunst und Tanz in einer Ausstellung entbehrt nicht des Wagnisses, muß aber dennoch einen reizvollen Versuch darstellen, zumal sich der Tanz einer statischen Präsentation in Zeichnungen und Fotos entzieht. Nur in einer Ausstellung ist es möglich, die Schöpfungen von Karl Christian Klasen und seiner Tochter Antje Klasen als Werke der bildenden Kunst zusammen mit den Tanzschöpfungen von Rita Klasen-Bütow zu präsentieren.

Das Ölgemälde, das Aquarell, die Zeichnung, vom Künstler vollendet, dem wir bei seiner Arbeit meist nicht zuschauen können, findet im Betrachter, ob er sich nur am Kunstwerk erfreut oder sich mit ihm auseinandersetzt, einen mehr oder minder nachempfindenden Menschen, dem sich das Kunstwerk entweder erschließt oder dem es verschlossen bleibt. Ein Werk der bildenden Kunst kann man allein in seinen eigenen Räumen betrachten und nachempfinden, man kann es auch in einer Galerie, einer Kunsthalle oder einem Museum betrachten. Entscheidend für die Auseinandersetzung mit einem Kunstwerk ist die innere Bereitschaft dazu. Sie ist nicht an Zeit und Ort gebunden. Sie ist jederzeit nachvollziehbar, solange das Kunstwerk noch erhalten ist. Haben Kunstwerke auch keinen Ewigkeitscharakter, so bleiben sie uns doch bei aller Vergänglichkeit sehr lange erhalten, sie überdauern Epochen, Jahrhunderte und sogar Jahrtausende. Jede Zeitepoche entdeckt ihre Zuneigung zu bestimmten Kunstwerken der Vergangenheit, die ihrer eigenen Zeit entweder adäquat erscheinen oder nur historisierend aufgenommen werden.

Wie die Werbung uns die verschiedensten Gebrauchsgüter, mögen wir sie auch gar nicht benötigen, ins Bewußtsein hämmert, so werden uns Kunstrichtungen und Künstler durch fortwährende Erwähnung in den Massenkommunikationseinrichtungen vermittelt, ob wir es wollen oder nicht.

Es ist zwar nicht leicht zu einem eigenen abgewogenen Urteil über Kunst zu gelangen, doch sollten wir es wenigstens versuchen. Vor allem sollten wir nicht unser Gefühl einem Kunstwerk gegenüber durch die Übernahme von Ansichten aufgrund seelischer Beeinflussung und gesellschaftlicher Bevormundung pervertieren lassen. Wie häufig hat sich erst nach vielen Jahren, Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten herausgestellt, was Bestand hat oder was erst vor den Augen einer späteren Zeitepoche Anerkennung findet.

Der Tanz ist eine lebendige Sprache, ist die Aussage des Menschen und über den Menschen, in der das Leben in der Bewegung am stärksten pulsiert. In der künstlerischen Aussage des Tanzes verlassen wir die Realität, um auf einer Ebene der besonderen Akzentuierung, der Hervorhebung des Wesentlichen in Bildern und Gleichnissen, den Menschen sich selbst vor Augen zu führen was ihn innerlich bewegt.

Das Instrument des Tanzes ist der menschliche Körper; alle Aussage geschieht durch Bewegung des Körpers und somit setzt auch der Körper dem Gestaltungswillen des Geistes natürliche Grenzen.

Der Tanz bedarf des Raumes, um sich zu entfalten. Der Raum ist Wirkungsbereich des Tänzers, der imaginäre wie der real vorgegebene Raum. Ihn durchmißt der Tänzer

1) Fast unveränderter Abdruck des Einführungsvortrages am 1. 5. 1976 in die gleichnamige Ausstellung der Stiftung Mecklenburg und des Kreismuseums im Herrenhaus am Domhof in Ratzeburg mit Kunstwerken von Karl Christian Klasen und Antje Klasen sowie den Tanzschöpfungen von Rita Klasen-Bütow.

in der Eleganz seiner Sprünge, seiner schreitenden Bewegung. Durch den sich im Raum bewegenden Körper entstehen unter Zuhilfenahme von Kostüm und Licht lebende Bilder, Eindrücke einer immerfort wechselnden Imagination.

Der Tanz, der Ausdruckstanz als seine größte Erhöhung, bedarf zwar nicht der Musik als eines weiteren Elementes der Vervollkommnung, doch ist die Musik richtig angewandt ein Ausdrucksmittel, welches den Tanz zu rhythmischer Vollendung zu führen vermag.

Sogar die Sprache, das gesprochene Wort vermag hinzuzutreten, vom Tänzer kurz und knapp selbst gesprochen, wie bei Harald Kreuzberg, oder begleitend als Element einer noch stärkeren Verdichtung der Aussage.

Die Kunstform des Tanzes ist am stärksten gegenwarts-, ja augenblicksbezogen. Mit dem Fallen des Vorhanges verfließt der Tanz vor unseren Augen wie im Nebel. Wir behalten zwar einen Eindruck von ihm, er vermischt sich aber mit unserer Phantasie, er ist ein anderer geworden, als der er war. Aufgerüttelt, bei unseren menschlichen Schwächen gepackt oder nur — wirklich nur — ästhetisch vom schönen Körper beeindruckt, der sich uns in der Bewegung offenbart, verlassen wir das Theater. Wir besitzen keine Möglichkeit des Nachvollzuges.

Das Schauspiel können wir nachlesen, und bei der Oper ist es ähnlich, denn wir haben das Textbuch und die Partitur.

Beim Tanz dagegen ist es anders. Die gleiche Bewegung können wir nicht wieder erzeugen. Das Element Musik ist sekundär.

In ihrem Buch „Der Tanz als Bewegungsphänomen, Wesen und Werden“ (wohlts deutsche enzyklopädie, Reinbek 1962) schreibt Dorothee Günter: „Wenn z. B. das Wesen der Malerei aus der Farbgesetzlichkeit, aus der Formwandlung aller Materie im Licht u. ä. erklärt wird, ist das gewiß für viele ein bis dahin nie bewußt erlebter Seinsbereich; nicht dagegen, wenn von ‚Bewegung‘ gesprochen wird. Selbst der ‚Bewegungärmste‘ bringt immer noch ein Minimum an bewußter Bewegungserfahrung mit. Das will sagen, von Bewegungsempfinden (Körpersinn), das ihm ein Mit- und Einfühlungsvermögen in Bewegungsgeschehen schenkt — darum erlebt er ja auch so gern Bewegung als Schau.“ (S. 218)

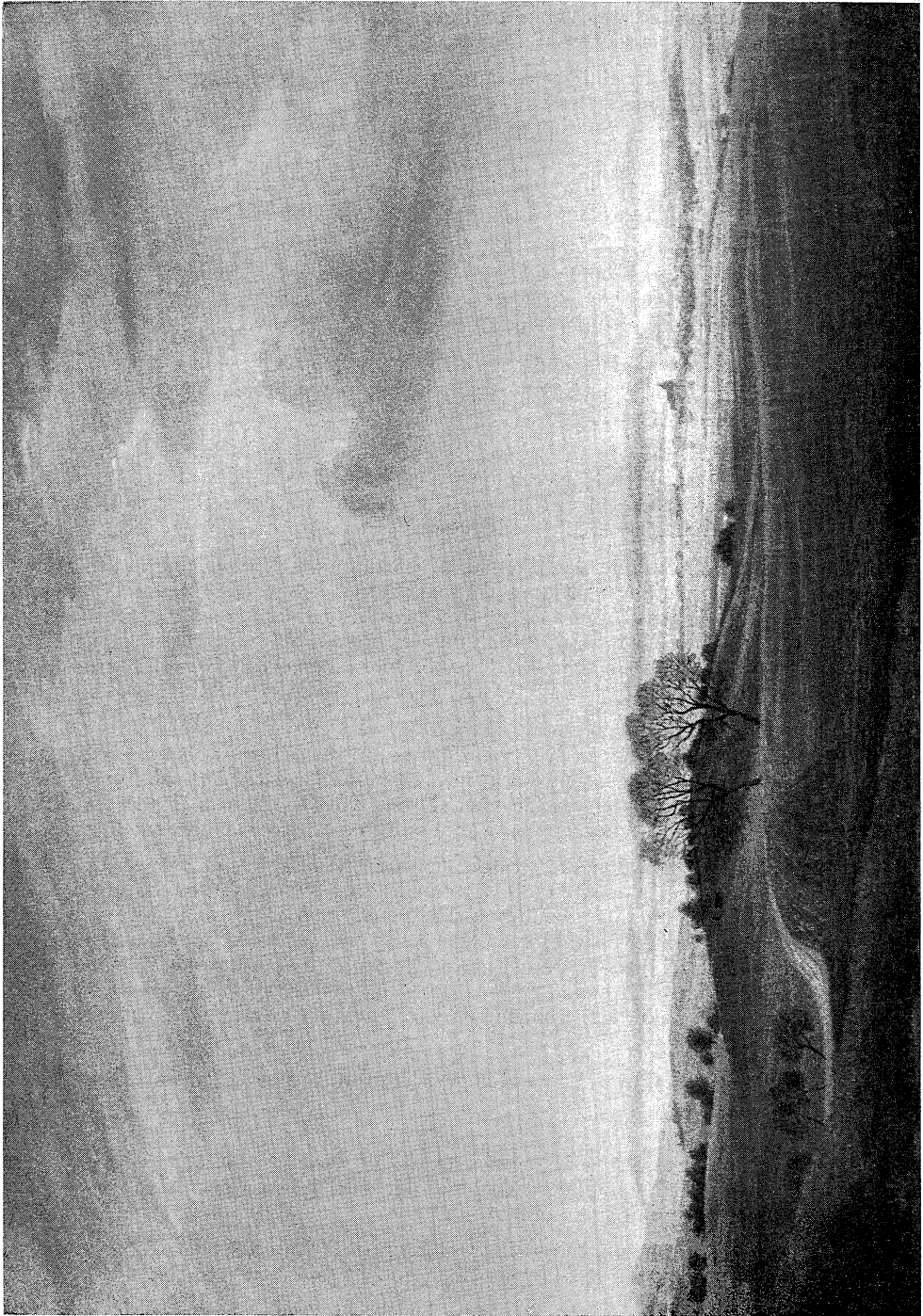
Mag Tanz als edelstes Bewegungsphänomen von uns Menschen spontaner und unmittelbarer erfaßt werden als die Malerei und auch leichter verständlich erscheinen, so entzieht sich andererseits der Tanz als elementare, künstlerisch veredelte Bewegung jeder Statik, jeden bewegungslosen Verharrens, wenn darin nicht eine dramatische Pose angedeutet wird.

Tanz über die Zeichnung, die Fotografie und die Beschreibung nahe zu bringen wirkt immer etwas eigenartig. Bewegung ist an sich durch Statik, durch die Momentaufnahme, nicht darstellbar. Oder es bedarf einer starken Phantasie, um die statischen Bilder geistig wieder in Bewegungsabläufe zu verwandeln.

Am 19. 11. 1911 in Güstrow, der späteren Wirkungsstätte Ernst Barlachs, geboren, gewann Karl Christian Klasen schon früh eine enge Beziehung zur Natur, zur abwechslungsreichen Landschaft Mecklenburgs. Seine Begabung wurde bereits von seinem Zeichenlehrer, Studienrat Schult (genannt „Lütten Schult“), der lange das Werk Barlachs in Güstrow betreute, entdeckt und gefördert.

Die Entwicklung Klasens zum Kunstmaler begann auf der Insel Poel, die ihn nicht wieder loslassen sollte, und nahm mit der Ausbildung als Stipendiat an den Kunstakademien Düsseldorf und Berlin ihren Fortgang. War seine Kunst auch landschaftsgebunden und dem Gegenständlichen verhaftet, so malte er doch mit einer Ausdruckskraft und Ehrlichkeit der Aussage, daß man seinen Werken, und zwar Zeichnungen, Aquarellen und Ölgemälden, die Größe nicht absprechen kann.

Trotz des Besuches der Kunstakademien blieb Klasen doch irgendwie — aber im positiven gesehen — ein Autodidakt, ein Künstler, der aus sich selbst heraus schuf und



Große Rügenlandschaft

Karl Christian Klasen

nicht der Vermittlung durch andere bedurfte. Der Kunstpreis der Stadt Rostock, der John-Brinckman-Preis und der Veit-Stoß-Preis, Krakau, den er als Soldat 1942 erhielt, zeugen von seinen künstlerischen Erfolgen.

Immer war ihm die Insel Poel mit ihren harten, unzugänglichen Fischergestalten Heimat und Schaffensstätte. Hier fühlte er sich wohl, hier wohnte er im Fährhaus im engsten Kontakt mit der Bevölkerung, ein Fremder kam und zählte bald zu den ihren.

Karl Christian Klasen verwandelt die äußere Wirklichkeit und erschafft sich eine neue künstlerische Wirklichkeit aus eigenen Formen, nach selbst gefundenen Gesetzen. Form und Aussage stehen in einem direkten Verhältnis zueinander.

Klasen bediente sich neben der Kohlezeichnung und dem Ölgemälde besonders des Aquarells, obwohl er auch weitere Techniken bis zum Linolschnitt vorbildlich beherrschte. Er gestaltete seine Aquarelle, besonders die Landschaftsaquarelle, in durchlichteten, ineinander verfließenden Farben.

Der geringe, häufig verfließende Farbauftrag, besonders bei der Darstellung des Wassers und des Himmels, gibt den Aquarellen Klasens den Charakter des Leichten und Lichtdurchlässigen.

Das technische Können beherrschen manche, aber die Redlichkeit der Aussage ist nur wenigen eigen, zu denen Klasen gehört. Die Landschaftsbilder offenbaren die lyrische Seite unseres Künstlers, während die Charakterköpfe der Fischer den harten Lebenskampf im Überleben auf See widerspiegeln.

Daß Klasen kaum Motive der Großstadt, ja städtische Motive überhaupt gestaltet hat, und wenn, dann unter Betonung der Landschaft, zeigt, daß er die Offenbarung des Göttlichen in der Natur und im menschlichen Antlitz sah. Nach Hektik und Oberflächlichkeit stand nicht sein Sinn. Städte mögen für ihn der Vermessenheit des Turmbaus von Babel vergleichbar sein. Gott findet man schwer im Labyrinth der Städte, eher in der Natur und in dem von Arbeit, Wetter und Alter zerfurchten Antlitz des Menschen.

Wenn Karl Christian Klasen auch häufig, besonders von seinen mecklenburgischen Landsleuten, als ein Maler gesehen wird, in dessen Werk sich die Heimat offenbart, so darf dies aber meines Erachtens nicht dazu führen, ihn als einen Heimatkünstler anzusehen, der nur für einen engbegrenzten Raum und Personenkreis von Bedeutung ist.

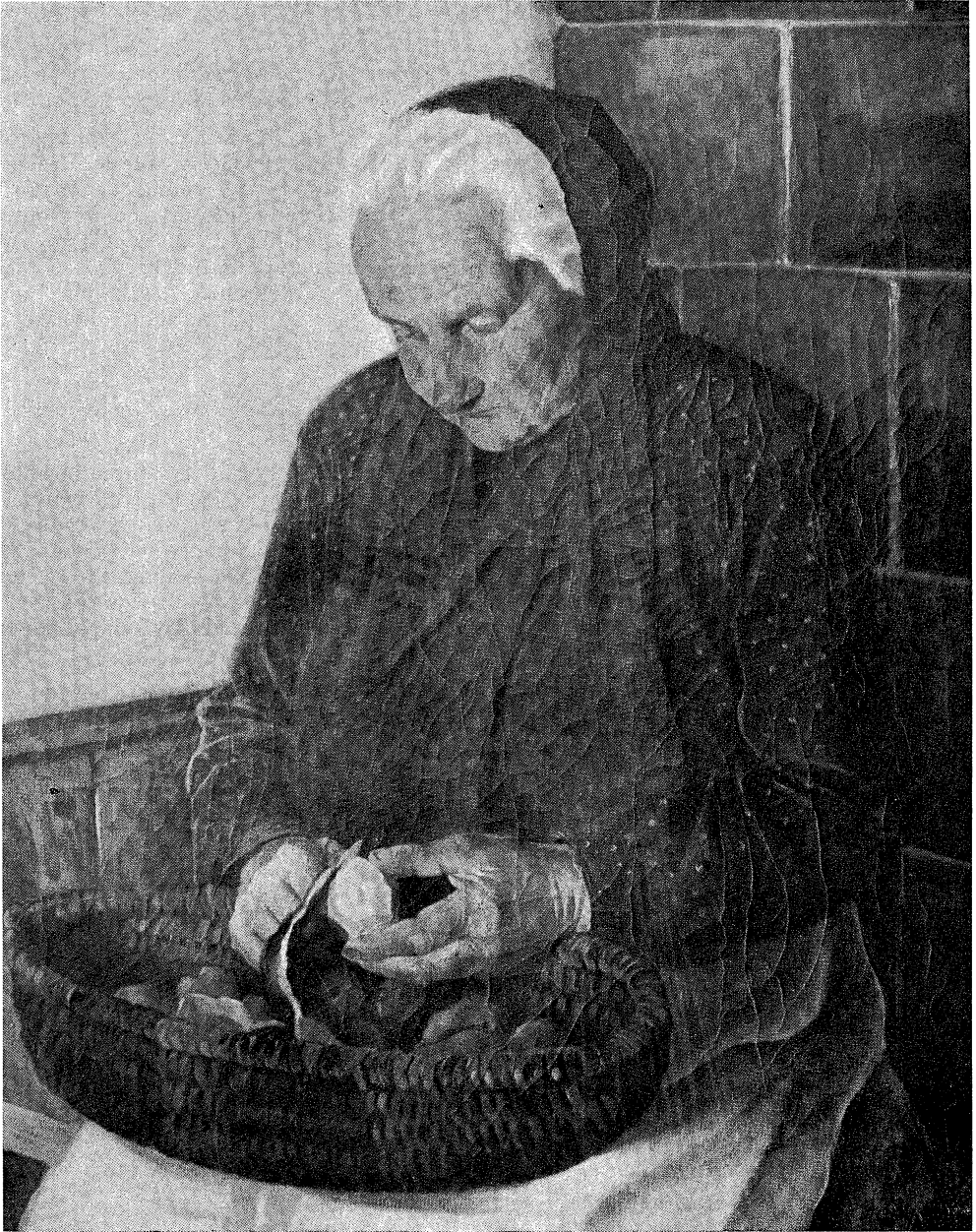
Karl Christian Klasen, den Prof. Suter aus Zürich als einen modernen Caspar David Friedrich bezeichnet hat, verstand seinen Bildern, besonders den Aquarellen, eine nicht häufig übertroffene zarte Schönheit und Sensibilität zu verleihen, die uns innerlich stark berührt und in Rührung versetzen kann. Ein Künstler, der die Seele in uns anspricht, verdient, daß er dem Vergessen entrissen wird. Technische Perfektion kann man lernen, aber einem Bild Leben einhauchen kann man nicht. Dies konnte Karl Christian Klasen, ein Mystiker der Farben, der vollendete Gestalter der Landschaft und begabte Porträtist.

Klasse verdient, bekannter zu werden. Wir hoffen, unseren Teil dazu beitragen zu können.

Tänzerische Begabungen sind von vielfältiger Natur. Wichtig ist erst einmal die Unterscheidung der schöpferischen und der nachschaffenden Begabung, welche auch in einer Person vereint sein können.

Es können sich durchaus schöpferische Phantasie und hinreißende Darstellungsfähigkeit verbinden. Was dann entsteht ist das homogene Kunstwerk.

Tänzer, die ihre Erfüllung im Solotanz, im solistischen Ausdruckstanz oder auch der Pantomime finden, sind vielleicht reicher, sicherlich aber erfindungsreicher als Ballettänzer.



Die Kartoffelschälerin

Karl Christian Klasen

Der Solotanz ist die konzentrierte Form der tänzerischen Aussage. Das Thema kann dramatisch, heiter verspielt, abstrakt, pantomimisch sein, immer wird der Tänzer den Zuschauer in seinen Bann schlagen, wenn er es versteht, in nuancierter Aussage seine Kunst nahezubringen, ob in Zwiesprache mit sich selbst oder im Dialog mit einem unsichtbaren Partner.

Den Weg zur Solotänzerin, zur Ausdruckstänzerin im wahrsten Sinne des Wortes, sollte Rita Bütow, geboren und aufgewachsen in Güstrow in Mecklenburg, beschreiten.

Die sich früh äußernde tänzerische Begabung fand die ihr gemäße Entfaltung in der einfühlsamen, prägenden Ausbildung bei Frau Rosalia Chladek auf der Hellerauschule, Schloß Laxenburg bei Wien. Vorher lernte Rita Bütow bereits den Kunstmaler Karl Christian Klasen kennen, der schon damals die künstlerische Begabung der jungen Tänzerin erkannte. Sonst wäre es ihm sicher nicht gelungen, die Entwürfe für die Prüfungsarbeit Rita Bütows zur Aufnahme bei Frau Prof. Chladek nachempfindend zu malen. Unter dem Thema „Ein Totentanz“, das bildlich und tänzerisch beschrieben werden mußte, malte Klasen nach Angaben Rita Bütows den „Steintanz“, eine alte Richtstätte im Walde bei Bützow, und den „Totentanz“ an gleicher Stelle.

Mit zwei Diplomen beendete Rita Bütow ihre Wiener Zeit, und zwar für Körperbildung und für künstlerischen Tanz.

Es folgte ein Kursus bei Harald Kreuzberg, dem großen Ausdruckstänzer in Salzburg, der der jungen Tänzerin solistische Qualitäten bescheinigte und ihr die Fortsetzung der Ausbildung zur weiteren Vervollkommnung auf der russischen Balletthochschule Eugenie Edouardowas in Berlin empfahl. Den Abschluß bildete hier das Staatsexamen für Bühnentanz, dem noch ein Staatsexamen für Gymnastik folgte. Mit der erfolgreichen Meistergruppe von Frau Prof. Chladek ging Rita Bütow auf Tournee nach Paris, Rom, Neapel, zu den Griechischen Festspielen in Syrakus und den Tempeltänzen zu Paestum sowie den Wiener Festspielen.

Auf der Grundlage der bisher gesammelten Erfahrung entwickelte sie eine umfassende Bewegungslehre, die sie in einem Studio an den Nachwuchs weitergab. Außerdem erfolgte in Zusammenwirken mit Ärzten und Kliniken die Anwendung dieser Bewegungslehre bei Patienten. Neben der pädagogischen Tätigkeit begann die künstlerische Arbeit besonders auf dem solistischen Gebiet als Ausdruckstänzerin ein immer stärkeres Gewicht zu beanspruchen, eingedenk der Mahnung Harald Kreuzbergs, die solistische Begabung nicht der pädagogischen Arbeit zu opfern.

Tänze der 1. Periode:

1. Bauerntanz, humoristisch und volkstümlich,
2. „Die Begrüßung“, Tanz als Page,
3. Sprungstudien,
4. „De Stratenjung“ (angeregt vom Denkmal des Straßenjungen vor dem Palais von „Durchläuchting“, also Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, in Neubrandenburg),
5. Im Zeichen des Krieges: „Todgeweiht“ und „Der Ruf“,
6. Konzertwalzer, Musik von Alexander Glazounow,
7. Minutenwalzer. Musik von Frederic Chopin,
8. Valse triste von Sibelius — „Sterbende im Fiebertraum“ —,
9. „Puck — Gestörte Mittagsruhe“,
10. Tanz-Trilogie: „Unser täglich Brot“, Bitte — Gebet, Segen — Ähre, Dank — Freude,
11. Tanz-Trilogie: „Feuer — Wasser — Luft“,
12. „Daphne“.



Julia aus E. T. A. Hoffmann
„In schwebender Leichtigkeit tanzt Julia durchs Leben“ Rita Bütow Klasen

Auf die Tanzschöpfung „Puck“ will ich aufgrund ihrer besonderen Originalität näher eingehen. Sie entsprang der Fantasie von Rita Bütow, die dazu schreibt:

„Puck ist ein kleiner Waldgeist mit puckhaftem Wesen, ist aber nicht Puck aus dem Sommernachtstraum! Er ist ein Schelm, ein kleiner Wicht aus der Märchenwelt, der gern neckt und sein Spiel treibt, und zwar mit sich und seiner Umwelt, in der er lebt. — Er trägt keine fellartige Kleidung. Dieser Kleine legt Wert auf menschliche Eitelkeit und frohen Farbensinn. Er erbittet sich von der Himmelsschlüsselblume, die er so liebt, gelbe Blütenblätter für sein kleines Cape, das ihn sonnengleich umgibt; vom Fliegenpilz macht er sich eine rot-weiße Schleife, mit der er das Cape am Hals zubin-

det. Vom Baumstamm holt er sich braune Borkenrinde für seinen großen Hut, der ihn vor Gefahren schützen soll und ihn baum- und erdähnlich macht. Stolz trägt er ihn für sich und seine Spiele. Vom Moos holt er sich seinen kleinen Anzug.“

Beeindruckt durch die griechische Kultur, hervorgerufen durch die bereits erwähnte Tournee der Meistergruppe von Frau Prof. Chladeck, schuf Rita Bütow den Tanz „Daphne“, der als letzter Tanz ihrer ersten Schaffensperiode gilt. Die dem Tanz zugrundeliegende Geschichte erzählt die Tänzerin wie folgt:

„Daphne — nach einem griechischen Mythos — ist eine Nymphe, die Tochter des Flußgottes Peneus und einer schönen Griechin. Ihr begegnet die Liebe Apolls, des Licht-Gottes, dem sie sich verweigert, weil sie sich nicht ebenbürtig fühlt. Um sich treu zu bleiben, fleht sie ihren Vater um Hilfe an, der sie erhört. Er verwandelt sie in den Lorbeerbaum, dessen Blätter seitdem die Sieger bekränzen.“

Nach dem zweiten Weltkrieg blieb Rita Bütow vorerst in Mecklenburg. Sie war Dozentin an der Musikhochschule Rostock für die Fächer: Bewegungslehre (entwickelt von ihr selbst), Körperbildung, moderner freier Tanz, absoluter Tanz, Ausdruckstanz und Pantomime, klassischer Tanz, russisches Ballett und Nationaltanz.

Ausgebildet wurden von ihr Tänzernachwuchs, Musiker- und Bühnennachwuchs.

Ebenfalls am Staatlichen Konservatorium in Schwerin wirkte sie zeitweilig in Unterweisung der gleichen Fächer. Danach folgte die Tätigkeit an der Theaterhochschule in Leipzig, wo u. a. Schauspielschüler in der Bewegungslehre unterwiesen und Bewegungskontrolle für verschiedene Rollen vorgenommen wurden.

Auch das Privatstudio und die solistische Tätigkeit liefen weiter. Rita Bütow schuf als erste Ausdruckstänzerin in Deutschland eine zusammenhängende Tanzfolge mit dem „Weg einer Frau“, die abendfüllend war.

Hierzu erklärt die Tänzerin: „Der Weg einer Frau‘ spielt in der Zeit gegen Ende des 2. Weltkrieges und der beginnenden Nachkriegszeit. Es wird ein Lebensabschnitt einer jungen Frau von der Jugend bis zur Reife (Reife in jungen Jahren) dargestellt. ‚Jugend‘, ‚Junge Liebe in erster Begegnung‘ und das ‚Wiegenlied‘ sind ‚Im Glück‘ die ersten Stationen des Lebens, bis das Schicksal visionär erscheint, ausgedrückt durch das Kreuz, und ihr das Glück — den Partner — nimmt (hervorgerufen durch das Kriegsgeschehen).

In dem Erleben ‚Im Leid‘, ‚Alleinsein‘ bis zur ‚Verzweiflung‘ und den Versuchungen des äußeren Erfolges und Verlockungen mit getarntem Ich im Schutze der Maske im ‚Irrweg‘ tritt die ‚Besinnung‘ ein, in der Erkenntnis, daß die Maske keinen Schutz bietet, die Äußerlichkeiten nicht befriedigen und die innere Entwicklung hemmen. In der ‚Wandlung‘ zum eigenen Ich durch das Suchen wird die Frau frei für den inneren Aufstieg zum Licht, zum neuen Leben.“

In diese Zeit fällt auch die Beteiligung an den Weltfestspielen, die unter dem Thema „Krieg und Frieden“ standen.

In Rita Bütows, von der Idee und der Choreographie gesehen hervorragenden Bearbeitung dieses Themas, welches mit jungen Laien in die Tat umgesetzt wurde, stand der „Flüchtlingszug“ für den Krieg, eine „Kornernte mit Dreschmaschine“ für den Frieden und als Abschluß „Feierabend — Erntedanktänze“.

Der Flüchtlingszug wurde nach dem flandrischen Totentanz in Umdichtung gestaltet. Die Elemente der Gestaltung waren geklopfter Rhythmus, Spiel und Gesang.

Ohne Requisiten kamen der Flüchtlingskarren, die Mutter mit den Kindern, die Schwestern und die Alte, jede Bewegung pantomimisch klar erfaßt, in der Diagonale bis zur Mitte der Bühne gezogen, um dort am Platz zu verharren und noch einmal zurück in die Heimat zu schauen, woher sie gekommen. Dann zogen sie bedrückt weiter, die endlose und trostlose Straße ins Elend und in die Hoffnungslosigkeit. Wenn man



Rita Bütow Klagen mit ihren Masken E. T. A. Hoffmann und Klein Zack

einige der eindrucksvollen Strophen des Liedes liest, kann man die Eindringlichkeit dieser Darstellung erahnen.

1. Der Karren

Der Tod reit' auf einem schwarzen Rappen,
Er trägt ein'n undurchsichtigen Kappen,
Wenn Flüchtlinge mit ihrem Karren fliehn,
wird er an ihrer Seite ziehn . . .

2. Mutter und Kinder

Der Tod reit' auf einem lichten Schimmel
Schön wie ein Cherubim vom Himmel . . .
Sieht er eine Mutter mit ihrem Kinde
Streichet seine Hand sie behutsam und linde . . .

3. Die Schwestern

Der Tod wird die Mädchen treu begleiten,
Unsichtbar an ihrer Seite schreiten.
Sieht er sie aus der Nähe an,
Nimmt er sich die Zarteste und Schönste dann . . .

4. Die Alte

Der Tod kann als Sieger hoheitsvoll schreiten . . .
Er kann, wenn er will, wie die Windsbraut reiten,
Doch wenn er die Alten von ferne sieht
Summt er sein schönstes Wiegenlied . . . (Schlummerlied)

Refrain:

Heimat in Not!

In der Heimat reitet der Tod,

In der Heimat reitet der Tod . . . der Tod . . . der Tod . . .

1953 verließ Rita Bütow Mecklenburg und wandte sich nach Westberlin. Bald begann dort die entscheidende Begegnung mit Marcel Marceau, dem großen französischen Pantomimen, aus der eine bis heute andauernde Freundschaft und ein im Künstlerischen fruchtbares Geben und Nehmen werden sollte. So führte also Rita Bütows Weg von Harald Kreuzberg zu Marcel Marceau.

Um Rita Bütows Tanzkunst bis zu ihrem Fortgang aus Mecklenburg zu begreifen und ihre danach noch folgenden Tanzschöpfungen zu verstehen, sei aus einer Kritik eines Tanzabends in Waren (Müritz) in Mecklenburg zitiert, wo die Künstlerin selbst zu Wort kommt. Sie sagt hier: „Tanz ist die ursprünglichste der Künste, weil er unmittelbar aus dem Gefühl kommt und keines anderen Ausdrucksmittels als des Körpers bedarf. Dagegen spricht nicht seine Verbindung mit der Musik, die in wahrer Verschmelzung mit ihm nur seine künstlerische Vollendung bedeutet. Das Wesentliche des Tanzes ist immer die von innen kommende Bewegung und die Kraft des Gefühls, die darin Form findet.“

Von Westberlin aus setzte Rita Bütow ihre künstlerische Arbeit fort. Zusammen mit dem Leiter der Morgenstern-Bühne, Dr. R. Netolitzky, machte sie die Choreographie für den „Schlemmer“ (Urfassung des „Jedermann“), der in der Kirche von Cismar aufgeführt wurde und die Choreographie für die „Iphigenie“ von Gerhart Hauptmann für Tourneen. Gleichzeitig erfolgte die Ausbildung der Schauspieler in ihrer Bewegungslehre.

Auf Vorschlag von Prof. S. Borris, Gründer und Leiter des Musikinstitutes für Neue Musik und Musikerziehung in Darmstadt unterwies Rita Bütow 6 Jahre lang Tagungsteilnehmer in ihrer Bewegungslehre. Die Unterweisung in der Bewegungslehre erfolgte auch an der VHS Berlin, und 1974 erschien eine spezielle Gymnastik für Reiter als Buch. Man kann nur die Hoffnung ausdrücken, daß auch die Bewegungslehre bald als Buch erscheinen wird.

Die Tochter der Ausdruckstänzerin Rita Klasen-Bütow und des Kunstmalers Karl Christian Klasen wurde schon früh mit der Kunst ihrer Eltern konfrontiert, übernahm



Die beiden kleinen Vagabunden

Zeichnung Antje Klasen

von beiden Elemente in ihr eigenes Schaffen, um schließlich konsequent ihren eigenen schöpferischen Weg zu gehen.

Ausgebildet auf der Meisterschule für Graphik und Buchgewerbe in Berlin, in persönlicher Unterweisung durch den Leiter, Herrn Prof. Werner Bürger, entwickelte sich bei Antje Klasen sehr bald eine deutliche Begabung für das figürliche Zeichnen, wobei das auch ihr eigene Können als Tänzerin mitprägend war.

Deshalb passen viele ihrer Bilder auch so gut zu den Tanzschöpfungen ihrer Mutter, besonders zum E. T. A. Hoffmann. Ich meine hier vor allem ihre Zeichnungen von Josephine und Napoleon. In Josephine meint man Antje Klasen wiederzufinden, die

zart und schön, wie die kunstvollen Fotografien zeigen, nur kurze Zeit ihren Weg als Künstlerin gehen durfte.

Ihr Lehrer, Prof. Bürger, schreibt über Antje Klasen: „Von den Studierenden der Staatl. Fachhochschule für Grafik und Druck Berlin, war Antje Klasen ohne Frage eine der Begabtesten. Nach einer soliden zeichnerischen Vorschule kam sie in meine Abschlußklasse für Illustration und Buchgrafik und war für das Gebiet der Figürlichen Darstellung im Bereich der freien angewandten Grafik bestens vorbereitet. Sie war erstaunlich sicher in der Bewältigung der Aufgaben, die ihr übertragen wurden und hatte neben einem gesunden Ehrgeiz die schöpferische Neugier, die notwendig ist für einen künstlerischen Beruf; wahrscheinlich hätte sie es in jedem anderen künstlerischen Bereich auch zu guten Leistungen gebracht. Die Intensität, mit der sie arbeitete, brachte ihr schnell Erfolge, die ihr keineswegs zu Kopf stiegen. Hartnäckig feilte sie an den gelungenen Arbeiten, bis sie zu ihrer Zufriedenheit waren. So war sie am Ende ihres Grafik-Studiums fast perfekt in Komposition und figürlicher Gestaltung. Eine Abschlußprüfung, die ausgezeichnet war, schloß diese erste Phase einer überzeugenden künstlerischen Entwicklung ab.

Ihre späteren Arbeiten, die nach ihrer Heirat in Mexiko entstanden, bewiesen ihre Eigenständigkeit. Ihre Freude an der Darstellung, verbunden mit dem Gefühl der Qualität im Grafischen und der Lust neue Formulierungen zu finden, war ein Zeichen dieser echten Begabung. Zu früh, durch tödliche Krankheit, wurde diesem jungen Talent ein Ende gesetzt.

Das Schicksal der frühen Vollendung?“

Das stärkste Erlebnis für Antje Klasen war ein Aufenthalt in Mexiko, wo sie von der vergangenen und doch noch so gegenwärtigen Kultur und Kunst der Azteken fasziniert wurde. Der frühere Reichtum der Hochkultur und die jetzige Armut der Indios beschäftigte sie sehr, so daß die Werke ihrer mexikanischen Periode als ihre stärksten angesehen werden müssen.

Mit wenigen Strichen erfaßte sie das Wesentliche, das uns heute packt. Die reiche Phantasie ließ manchmal Bilder entstehen, die verschiedene Motive zeigen, sich überlagernd, sich vermischend. Man hat den Eindruck, daß Antje Klasen in Mexiko zu sich selbst gefunden hatte und als eine gereifte Persönlichkeit aus sich selbst heraus Werke schuf, die man einer so zarten Frau gar nicht zutraute.

Als Antje Klasen, noch nicht 27 Jahre alt, starb, war für Rita Bütow eine Wende eingetreten, die sie zwang, ihren eigenen Weg konsequent weiterzugehen, aber vor allem Hüterin der Werke ihrer beiden liebsten Mitwesen zu sein.

Bevor diese große Tragik Rita Bütow umschattete, schuf sie ihr größtes Tanzwerk „E. T. A. Hoffmann und seine Gestalten“.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann war neben Novalis der große Dichter der frühen Romantik. Geboren 1776 in Königsberg ergriff er, wie es Herbert Eulenberg einmal reizend gesagt hat, das „Verlegenheits-Studium deutscher Dichter“, als er sich für die Jurisprudenz entschied.

Er war einer der typischen, vielseitigen Begabungen der Zeit: Komponist, Dirigent, Zeichner, aber vor allem Poet, doch tagsüber ein exakter Jurist, dem man die nächtlichen Zechgelage nicht anmerkte, bei denen ihm seine Traumgestalten erschienen.

Hoffmann hat das Wirkliche poetisch dargestellt, in dem er es im Poetischen sich phantastisch entfalten ließ.

Besonders Klein Zack, der Wechselbalg, Julia, die Jugendliebe, Olympia, die Puppe mit ihrer verblüffenden Mechanik, Giuletta, die Kurtisane, und Antonia, die Sängerin sind Gestalten, denen sich, neben der Gestalt E. T. A. Hoffmanns selbst, die Ausdruckstänzerin Rita Bütow zuwandte, um diesen Dichter und seine Traumgestalten mit den



Der Gott von Mexiko

Zeichnung Antje Klasen

Ausdrucksmitteln des Tanzes, der Musik und des gesprochenen Wortes vor dem Zuschauer erscheinen zu lassen.

Es ist hier nicht der Ort einer Auseinandersetzung mit E. T. A. Hoffmann, sondern wir wollen uns, da wir den Tanz Rita Bütows nicht mehr vor uns zum Erscheinen bringen können, sondern nur auf wenige Bilder in der Ausstellung angewiesen sind, einfangen lassen von den Schlußworten ihres Tanzwerkes, welches aufgrund noch ernsterer Auseinandersetzung mit Dichter und Gestalten, das Libretto von Hoffmanns Erzählungen von Offenbach hinter sich läßt.

Sie lauten: „Hoffmanns Erzählungen sind beendet. Sein Leben lang suchte er sein Ideal und fand es nie, und so schuf er mit seinen fantastischen Gestalten seine eigene

Welt, beseelt von jenem Wesen, das ihm, sooft er es anrief, Sinn und Trost des Lebens zusprach: der Muse!

Er suchte sie und fand sie in seinem Freundeskreis, und so blieben die nächtlichen Assembléen bei Lutter und Wegner die eigentliche Stätte seines Schaffens. Sie bargen seines Lebens Höhen und Tiefen. Dort entstanden die fantastischen Spukgeschichten, durch die er als Gespenster-Hoffmann bekannt wurde, und dort fand er sich in seiner eigenen zwielichtigen Gestalt.

Hoffmanns Erzählungen sind gleichsam Splitter eines großen Spiegels, worin uns der Dichter sein geheimnisvolles Weltbild zeigt, sind bezaubernd in des Wortes wahrstem Sinne — sie sind Zauberwerke, Zauberformeln in denen alles Diesseitige sein Licht vom Jenseitigen her gewinnt. Aus dem Erdenstaub und den Unzulänglichkeiten des Lebens, gegen die er immer wieder im Kampfe liegt, schlüpft Hoffmann in sein Narrenkleid wie in eine von ihm selbst gewählte bunte Jacke und bleibt dabei doch immer der große Zauberer.

Hoffmanns Gestalten sind Geschöpfe seiner Fantasie, geboren aus dem Klange der Musik, nicht von lebendigem Fleische, schwebend im Gleichgewicht zwischen Gut und Böse.

In weinseliger Stunde entstand der Wechselbalg, Hoffmanns hintergründigste Gestalt: *Klein-Zack*, und wie dieser, so leben sie, die Gestalten der Erinnerung, der sehnsuchtsvollen Einbildungskraft:

Julia, die unvergessene Jugendliebe, heiter, jung und unbeschwert, wie sie damals war,

Olympia, das mechanische Wunderwerk, entflammend, begeisternd als überwirkliche Geliebte — enttäuschend als leblose Puppe —,

Giulietta, die wunderbar geheimnisvolle Courtisane, die den Mann in ihren Spiegel ziehen, ihm die Seele zu rauben vermag,

Antonina endlich, die Sängerin, hin- und hergerissen zwischen Liebe und Berufung: dem Ruf der Kunst folgend in den frühen Tod.

Hoffmann selbst aber führte sein Leben zwischen Traum und Wirklichkeit unstet und mit wenig Glück. Als Künstler aber erhebt er sich zu jener Größe und Freiheit wie sie nur selten schöpferischen Geistern beschieden wird.

Der Grund seines Wesens aber war Liebe. So lebt er in uns und so erscheint er uns mit seinen Traumbildern:

E. T. A. Hoffmann!“

Daß eine Fußverletzung eine großangelegte Tournee Rita Bütows zum Abbruch zwang, ist einer der Schicksalsschläge, die dieser von ihrer Kunst besessenen Frau leider allzuoft zuteil wurden. Bleiben aber wird die Erinnerung an eine große Tanzschöpfung, die durch choreographische Aufzeichnung nicht verloren ist.

Der Superintendent Andreas Gottlieb Masch in Neustrelitz

In dem Kirchenbuche der evangelisch-lutherischen, 9 Kilometer nordwestlich von Friedland im damaligen Herzogtum Mecklenburg-Strelitz gelegenen Gemeinde Bese-ritz/Dahlen findet sich im Jahrgang 1724 folgende Eintragung:

„den 5. Dezember des abends um 8 Uhr ist mein anderer Sohn geboren, den 8. ge-
tauft und hat wieder die Namen seines sel. Bruders bekommen Andreas Gottlieb, hat
auch dieselbigen Pathen gehabt: Herr Cammer Junker von Dunckherrn, dessen Stelle
vertreten dessen Herr Bruder Leopold, mein Bruder Christian Gottlieb, dessen Stelle
Vertretung Herr Past. Schultz, und die Frau Claenen, deren Stelle Vertretung die Frau
Rittmeister von Örnstedt. Gott laß ihn ein liebes Kind Chr. (Christi) sein. Er behüte
ihn. Amen.“

Dies ist die erste schriftliche Bekundung von dem späteren Superintendenten An-
dreas Gottlieb Masch in Neustrelitz. Er war das 4. Kind aus der Ehe seiner Eltern, aus
der im ganzen 5 Kinder hervorgegangen sind. Vor ihm waren zwei Töchter und ein
Sohn, und nach ihm ist noch eine Tochter geboren worden. Der vor ihm geborene
Sohn, der, wie die obige Kirchenbuchseintragung besagt, die gleichen Namen gehabt
hat wie er, ist am Abend nach seiner Taufe wieder gestorben, und die jüngste Tochter
hat später den Amtsnachfolger in Dahlen, den Pastor Levin Andreas Wöldicke aus Sa-
low bei Friedland geheiratet.

Der Vater von Andreas Gottlieb Masch war der Pastor Andreas Masch. Er verwal-
tete die Pfarre seit 1715 und wohnte in Beseritz, bis sie im Jahre 1756 nach Dahlen
verlegt wurde, wo sie sich noch heute befindet. Er war auch ein Pastorensohn und
stammte aus Schönenfeld, heute Schönfeld, Synode Pencun, östlich von Prenzlau, und
sein Großvater ist Bürgermeister in Regenwalde in Pommern gewesen. Diese schrieben
ihren Namen noch Masche; warum der Beseitzer Pastor das geändert hat, wissen wir
nicht. Der Name findet sich im norddeutschen Binnenlande, d. h. in der Niederung am
Ufer von Flüssen und Seen und ist abgeschliffen aus dem Wort „Marsch“. Im Odertal
von Küstrin bis Eberswalde und bei Schwedt ist er vielfach als Masch oder Masché
vertreten (Braunschweigisches Magazin 1918, S. 59/60).

Die Mutter von Andreas Gottlieb hieß Anna Christina Schevenien und war eine
verwitwete Meyer. Ob sie mit dem Dr. jur. Theodorus Meyer, der pommerscher Land-
rat und Bürgermeister von Stralsund gewesen ist und 1669 das in seinem Besitz be-
findliche Gut Dahlen an seinen Schwiegersohn Philipp Joachim von Ornstedt verkaufte,
irgendwie in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hat, kann im Bereiche
der Möglichkeit liegen, war aber bisher nicht festzustellen. Einen Hinweis darauf
könnte die oben angeführte Kirchenbucheintragung geben, in jener Zeit bestanden oft
verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Gutshaus und Pfarrhaus.

Von dem Vater Andreas Masch wissen wir, daß er im Jahre 1765 sein fünfzigjähri-
ges Amtsjubiläum hat feiern können, und daß er zwei Predigten hat drucken lassen:
eine „Jubelpredigt am Gedächtnistage der Übergabe der Augsburgerischen Confession,
25. Juni 1730“ und seine letzte Predigt „Am Tage Mariä Reinigung 1761 über das or-
dentliche Evangelium Lukas 12 gehalten und daraus fürgestellt: Ein wohlbestelltes To-
tenhaus eines gläubigen Dieners Gottes.“

Noch mehr erfahren wir über ihn aus dem gedruckten Glückwunsch, den sein
Sohn, der damals schon Superintendent in Neustrelitz war, ihm zu seinem 90. Geburts-
tag gewidmet hat (Neubrandenburg, gedruckt bei Christian Heinrich Oesten, Herzogl.
Hofbuchdrucker). Darin bezeugt der Sohn seinem Vater eine herzliche kindliche Liebe
und Ehrfurcht und nennt sein hohes Alter die Folge einer recht angewandten Jugend
und eines geschäftigen Lebens. Er erinnert auch daran, daß der Vater des Jubilars früh

gestorben ist — er war bei dessen Tode erst 10 Jahre alt — und daß seine Jugend daher nicht immer leicht gewesen ist, zumal die Mutter noch für zwei weitere Söhne zu sorgen hatte. „Aber — so schreibt er — die dem Dienste Gottes und seiner Kirche gewidmeten mittleren Jahre seines Lebens bis zum Abschied von der Gemeinde nach vollendetem 80. Lebensjahre, wo er die Sorge für seine Gemeinde seinem Nachfolger und Schwiegersohn überließ und sie in seiner letzten Predigt unterrichtet hat, wie sie sich ein Totenhaus wohl bestellen solle, sind ein Zeugnis seiner treuen Amtsführung, von der die Tränen der Gemeinde bei seinem Abschied ein deutliches Zeugnis abgelegt haben. Die Liebe der Gemeinde ist das beste Zeugnis für einen Prediger“, und er fügt hinzu, die Ruhe des Alters müsse eine wahre Ruhe des Gemütes sein, da „Sie — so redet er den Vater nach damaliger Sitte an — gewiß versichert sind, daß Ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen.“ Er schreibt auch von dem guten Gedächtnis des Vaters und davon, daß das göttliche Wort zu erforschen und sich im Umgange mit Gott zu unterhalten, seine Beschäftigung immer gewesen sei, wie er denn von Jugend auf immer die Gelehrsamkeit geliebt habe.

Diese warmherzige Schrift zu dem hohen Geburtstag seines Vaters — von der Mutter schreibt er nichts, sie und seine zweite Mutter sind zu der Zeit schon lange verstorben — läßt uns einen Blick in das Elternhaus tun und kann uns etwas von dem Geist ahnen lassen, der darin herrschte. Es ist daher nur zu verständlich, daß der Sohn sich entschloß, den Beruf des Vaters zu ergreifen.

Doch zunächst galt es, die Vorbedingungen dafür zu erfüllen. Auch darüber sind wir unterrichtet und zwar durch das von Johann Christian Koppe herausgegebene „Jetztlebende gelehrte Mecklenburg, 1783“, und der Superintendent hat das, was hier über ihn zusammengetragen worden ist, als richtig bezeichnet. Danach hat er den ersten Unterricht und die erste Geistesbildung bis zu seinem 12. Lebensjahre bei dem Vater erhalten. Dann wurde er zu dem Rektor Enoch Simonis, dem Verfasser von „Vorhandene Nachrichten von der im Stargardischen Kreise des Herzogtums Mecklenburg gelegenen Stadt Friedland, Neubrandenburg 1730“ geschickt, wo er zwei Jahre blieb. Darauf kam er nach Neubrandenburg, und davon schreibt Franz Boll in seiner Chronik von Neubrandenburg das Folgende: „Adolf Gideon Bartholdi, ein Predigersohn aus Staven (geb. 1710) wurde 1730 Rektor der Neubrandenburger Schule und machte sich durch seine ‚Gloriosa gentis Mecklenburgicae exhibenda Augustana confessione occupatio. Neubrandenburg 1730‘ einen guten Namen. Der Ruf seiner Tüchtigkeit breitete sich so aus, daß er 1740 zum Rektorat der Stralsunder Schule berufen wurde. Dorthin begleitete ihn, um seines trefflichen Unterrichts nicht zu entbehren, der Besitzer Predigersohn, der nachmalige gelehrte Superintendent, der seit zwei Jahren die Neubrandenburger Schule besuchte“.

Hier blieb Masch zwei Jahre, und nach einem einjährigen Aufenthalt in Stettin bezog er im Jahre 1743 mit 18 Jahren die Universität Rostock, wo er am 29. November als „Andreas Gottlieb Masch Beserico-Strelitzensis“ immatrikuliert wurde.

Damit geriet er in sehr bewegte Auseinandersetzungen in der Geschichte der mecklenburgischen Kirche und der Theologie überhaupt. Die Zeit Luthers und der Reformation war von der Orthodoxie abgelöst worden. Es war das geschehen, was eigentlich immer geschieht, wenn eine geistige oder religiöse Sache in die Hand der nächsten Generation gelegt wird. Dann wird das, was aus einer ursprünglichen Quelle strömte, in genau geregelte Bahnen gelenkt, das, was Sache des Herzens, manchmal des übersprudelnden Herzens war, wird systematisiert und dogmatisiert, es wird mehr und mehr eine Sache des Verstandes. So war denn auch das, was mit Martin Luther und seinen Mitarbeitern in das Leben der Kirche eingeströmt war, wurde das, was aus dem Herzen gekommen war und die Herzen bewegt hatte, systematisiert und verstandesmäßig geregelt. War bei den Reformatoren die Heilige Schrift die Quelle, von der alles ausging, so wurde es jetzt mehr und mehr die Lehre, die den Ausgangspunkt hergab, und die Heilige Schrift diente je länger je mehr dazu, die Richtigkeit der aufgestellten dogmatischen Lehrsätze zu erweisen. An die Stelle des von der Gnade Gottes bewegten



Andreas Gottlieb Masch in Neustrelitz

Herzens trat der Verstand, der die Dinge des Herzens genau ordnete und beschrieb. Das war die Orthodoxie, und der Pietismus, der auf ein persönliches Glaubensleben drang und forderte, daß man die Heilige Schrift als die uns von Gott gegebene Offenbarung seines Heils in Jesu Christi lesen solle, der also eine Herzensfrömmigkeit und keine Verstandesfrömmigkeit forderte, manchmal auch eine persönliche Bekehrung, hatte keinen theologischen Vertreter in der Rostocker theologischen Fakultät. Vielmehr fand die beginnende Aufklärung Eingang bei ihr. Ihr Hauptvertreter war der von Koppe auch als Lehrer Maschs genannte Konsistorialrat Dr. und Professor der Theologie Joachim Hartmann. Dessen erstes Werk trägt den Titel „Vernünftige Gedanken vom Gewissen nach den Grundsätzen der neueren Weltweisheit“, und ihm folgte das Buch „Vernünftiger Beweis von der Notwendigkeit und Wirklichkeit eines Erlösers . . . einer göttlichen Offenbarung und von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift“. Hatte

der Orthodoxie die Heilige Schrift als Bestätigung für die Richtigkeit der Lehre gedient, so ist es in der Aufklärung die Philosophie, die die Notwendigkeit eines Erlösers nachzuweisen sich bemüht, indem sie die Erlösung als zwingende Notwendigkeit ansieht, weil sie sich aus dem tatsächlichen Zustand des sündigen Menschen ergibt. Mit diesen Gedanken, mit der Frage, ob der Glaube das Produkt des Nachdenkens über den Zustand der Welt und des Menschen oder ob er ein Geschenk der Gnade Gottes ist, wurde Andreas Gottlieb Masch noch stärker konfrontiert, als er seine Studien in Rostock abbrach und 1745 nach Halle ging. Am 11. Mai 1745 trug er sich dort als „Andreas Gottlieb Masch Beseriza Meckl. Theol.“ in die Matrikel ein und wurde damit Bürger einer Universität, in deren theologischer Fakultät die Wogen der Auseinandersetzung ziemlich hoch gegangen waren.

Die Universität war im Jahre 1694 von dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg gegründet worden und sollte eine evangelische Hochschule sein, geschaffen als geistiger Mittelpunkt für die preußische Provinz Sachsen, die durch den Anfall der geistlichen Stifter Magdeburg und Halberstadt nicht unerheblich vergrößert worden war. Der Kurfürst wurde bei dieser Gründung auch von Philipp Jakob Spener, derzeit Propst an S. Nikolai in Berlin, beraten, dem daran lag, daß die künftigen Prediger des Evangeliums durch Professoren auf ihr Amt vorbereitet würden, die einen lebendigen Glauben lehrten, was ihm bei den Universitäten Wittenberg und Leipzig mit ihren der Orthodoxie verhafteten Theologen nicht ausreichend gegeben zu sein schien.

Auf Speners Veranlassung bekam August Hermann Francke eine Professur, und damit begann das, was der Hallesche Pietismus genannt wird.

Es war eine neue Bewegung im Kommen, die Aufklärung, und wir beobachten, wie weder die Orthodoxie, der an der Bewahrung der reinen Lehre lag, noch der Pietismus mit seiner Überbetonung des Gefühlsmäßigen und seiner Geringschätzung der Kirche das, was da nun hereinbrach, aufhalten konnten.

Im Jahre 1706 war Christian Wolff als Professor nach Halle gekommen, er hatte auf Veranlassung von Gottlieb Wilhelm Leibniz den Lehrstuhl für Philosophie erhalten. Leibniz hatte den Versuch unternommen, das Christentum und die Philosophie miteinander zu verbinden und den christlichen Glauben von der Philosophie her wissenschaftlich zu fundieren. Von ihm stammt die Lehre der Theodizee, d. h. der Rechtfertigung Gottes, die damit gegeben ist, daß die von ihm geschaffene Welt trotz scheinbarer Mängel die denkbar beste ist. Es tritt also ein Umschwung gegenüber der Lehre der Reformation ein. Dort ist es Gott, der den Sünder um Christi Willen rechtfertigt, hier wird Gott von dem sündigen Menschen gerechtfertigt.

Christian Wolff war nun bald ein ebenso vielseitiger Gelehrter wie Leibniz, er las über alle Gebiete der Philosophie und zwar in deutscher Sprache, was damals etwas Neues war, und wurde der Schöpfer der deutschen wissenschaftlichen Terminologie. Für ihn ist die Welt die „Maschine Gottes“. Der Gesamtzustand der Welt ist bis in alle Einzelheiten hinein in dem einen Augenblick notwendig bedingt durch die Gesamtlage im vorangegangenen Augenblick. Die Welt wird nach Zweckmäßigkeiten, also theologisch erklärt. Daher ist für Wunder und Offenbarung, d. h. für eine Einwirkung Gottes auf die Welt und den Menschen eigentlich kein Platz mehr, denn die Welt ist von Anfang an so weise eingerichtet, daß sie keines weiteren Eingreifens mehr bedarf. Diese Weise steht Gott besser an als die willkürliche Macht, die ihm von Wundergläubigen zugeschrieben wird. Nur unter bestimmten Voraussetzungen wird die Möglichkeit des Wunders von Wolff nicht ganz geleugnet. Das alles aber bedeutet nicht, daß Wolff den Glauben an Gott nicht als überflüssig ansehen wollte, vielmehr hat seine Erklärung der Welt nach Zweckmäßigkeiten und die Verknüpfung dieser Zweckidee mit dem Entwicklungsgedanken, d. h. daß diese so zweckmäßige Welt von Gott geschaffen ist und unter seiner Leitung steht, ihm einen großen Zulauf unter den Studenten verschafft, und es schloß sich an ihn eine theologische Schule an, welche die theologische Dogmatik der Orthodoxie zum Rationalismus hinüberleitete, indem sie das Vernunft-

prinzip neben dem Offenbarungsprinzip zur Geltung kommen ließ und überzeugt war, daß die geoffenbarten Wahrheiten, wenngleich sie über die menschliche Vernunft hinausgingen, doch weder sich selbst noch den mittels der Vernunft gefundenen Wahrheiten widersprechen könnten. Es ist Wolffs wichtigster Verdienst, daß seine Philosophie damals dem Christentum den Ausgleich mit der Wissenschaft ermöglichte und der Aufklärung die Gefahr der reinen Negation nahm.

Das sagen wir heute, damals aber, als August Hermann Francke im Jahre 1715 seine Professur an der Halleschen Universität erhielt, konnte es nicht ausbleiben, daß schwere Gegensätze aufbrachen. Er war einer der Großen des Pietismus, durch persönliche Glaubenserfahrungen von dem Offenbarungswirken Gottes überzeugt und konnte zu dem, was Christian Wolff lehrte, nicht schweigen. Er sah in Wolffs Wirken eine Gefahr für die Universität und das, was Anlaß zu ihrer Gründung gewesen war. Man versuchte zunächst, bei den königlichen Kommissionen ein Verbot der Vorlesungen Wolffs zu erreichen, und als man damit nicht durchdrang, wußte man den König — nunmehr Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig, den man auch den Beschützer der Halleschen Theologie nennen kann — zu beeinflussen und erreichte 1723 eine barbarische Kabinettsorder, durch welche Wolff befohlen wurde, Preußen bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden zu verlassen. Man hatte dem König eingeredet, die Wolffsche Lehre sei staatsgefährlich, denn man könne sie verstehen, als gäbe es keine volle Freiheit des Willens für den Menschen, und daher könne sich jeder Deserteur auf diese Lehre berufen, indem er behaupte, er habe aus der Unfreiheit seines Willens gehandelt. Der König hatte dieser in keiner Weise genauen Darstellung der Wolffschen Philosophie nachgegeben, und Wolff ging nach Marburg. 1738 änderte der König seine Meinung über Wolff, und dieser kehrte 1741 nach der Thronbesteigung Friedrichs II. nach Halle zurück, von den Studenten begeistert empfangen. — Von ihm beeinflußt war der Professor Siegmund Jakob Baumgarten, seit 1743 Professor. Er war einer der angesehensten deutschen Gelehrten und der beliebtesten Hochschullehrer seiner Zeit. Religiös kam er vom Pietismus her — er war vorher Inspektor an den Franckeschen Stiftungen gewesen — sicher hat er bei August Hermann Francke Vorlesungen gehört, ebenso aber auch bei Christian Wolff.

Zu ihm trat Masch in nähere Beziehungen. Baumgarten übertrug ihm und Johann Salomo Semler, der dann die historisch-biblische Kritik an der Bibel begründete und ein Hauptvertreter des Rationalismus wurde, die Einrichtung und Aufsicht über seine Bibliothek. Sie wohnten im Hause Baumgartens, und so konnte es nicht ausbleiben, daß Masch mit den Gedanken Semlers vertraut wurde. Er war aber selbständig genug in seiner Meinung, daß er, wie Franz Boll in seiner Chronik von Neubrandenburg berichtet, strenge bei dem kirchlichen System beharrte. Man darf aber sehr wohl sagen, daß der Umgang mit Semler ihn davor bewahrt hat, in einer engen Orthodoxie stecken zu bleiben.

Masch hatte eigentlich den Plan, 1746 nach Jena zu gehen, um dort weiter zu studieren. Aber Baumgarten redete ihm zu, sich dem theologischen Leben zu widmen, also die akademische Laufbahn einzuschlagen. Daher nahm Masch Unterricht in der hebräischen Sprache und benutzte dazu hauptsächlich die Nachtstunden, da sein eigentliches Studium und die Arbeiten in der Baumgartenschen Bibliothek, aus denen mehrere Schriften erwachsen, ihn zu sehr in Anspruch nahmen. Er schlief meistens nur 4 Stunden, aber diese Art zu studieren griff seine Gesundheit so sehr an, daß er auf Anraten seines Vaters nach Hause kam. Mit der akademischen Laufbahn wurde es nichts, er wurde im Jahre 1751 seinem im 70. Lebensjahre stehenden Vater substituiert und am 22. Januar 1752 als dessen Adjunkt introduziert.

Er hat gleich zwei Antrittspredigten gehalten, womit er von dem gewöhnlichen Gebrauch abwich. Sie sind gedruckt (Halle 1752, Andr. Joh. Bauer) worden, wir geben die Widmung wieder, mit der er sie versehen hat, weil sie zeigt, wie man damals sich in der gelehrten Höflichkeit begegnete:

„Den Hochwohlehrwürdigen, Hochwohlgelehrten HERREN Pastoren des Friedländer Synodi, Seinen ehrwürdigen Vätern, vielgeliebten Brüdern in Christo und wertgeschätzten Gönnern und Freunden werden diese Erstlinge der Amtsführung aus wahrer Hochachtung gegen alle Wachsamkeit, Treue und der Kirche geleisteten Dienste mit Anwünschung des göttlichen Segens zu heilsamer und nützlicher Führung dero heiligen Amtes, nebst eines beständigen und dauerhaften Wohlergehens zur Ausbittung einer ständigen Gewogenheit, Liebe und Freundschaft gewidmet von A.G.M.“

Die erste Predigt handelte von den Pflichten und Aufgaben eines Predigers, die zweite an dem folgenden Sonntag gehaltene von den Pflichten und Aufgaben einer evangelischen Gemeinde. Diese Predigten sind sehr sorgfältig disponiert wie dann auch alle weiteren uns bekannten dieses Predigers, und die Anwendung ist so, daß der Hörer sich ihr nicht entziehen kann.

So wurde das Jahr 1752 für Andreas Gottlieb Masch das Jahr, in welchem er sein Amt als Diener der Kirche begann. Es brachte aber auch eine Veränderung in seinem persönlichen Leben mit sich. Am 15. Dezember 1752 verheiratete er sich mit Eleonora Dorothea Buntebart, der Tochter des Präpositus Buntebart in Bahn in Pommern. Aus dieser Ehe sind 7 Kinder hervorgegangen. Der älteste Sohn Andreas Gottlieb wurde Gerichtsrat, Hofrat und Visitationssekretär in Mirow, die ihm folgende Tochter Eleonore heiratete den Pastor Ludloff Ehrenreich Kortüm in Kublank, der dann folgende Sohn Samuel Friedrich wurde Kaufmann in Lübeck, der nächste Sohn war Adolph Friederich, von ihm ist weiter nichts bekannt, vielleicht ist er früh gestorben. Dann kommt ein Sohn Carl Theodor, der Amtsverwalter in Mirow wurde, und danach noch ein Sohn, Friedrich Ludwig Christian, der Pastor in Schlagsdorf im Land Ratzeburg wurde und der Vater des späteren Pastors in Demern im Land Ratzeburg, der auf Grund seiner vielfältigen Arbeiten mit dem Titel eines Archivrats ausgezeichnet wurde. Die jüngste Tochter war Christiane, sie heiratete den Pastor Johann Gottlieb Polycarp Rudolphi in Friedland.

Nur vier Jahre hat die Amtszeit Maschs in Beseritz/Dahlen gedauert, sie waren aber von fleißiger Arbeit angefüllt. Die aus nur 3 Gutsdörfern bestehende Gemeinde war nicht groß, daher fand Masch Zeit zu schriftstellerischer Arbeit. Seine Bibliographie aus dieser Zeit zählt nicht weniger als 12 Nummern, z. B. „Die Beantwortung der Aufgabe: Was ist das Versöhnende in dem Leben unseres Erlösers“ oder „Abhandlung über die Grundsprache des Evangelii Matthäi“. Der Hauptertrag dieser Jahre ist aber das allerdings erst 1764 erschienene zweibändige Werk „Die Lehre von Jesu Christo dem Erlöser“. Dies Werk konnte erst zu diesem Zeitpunkt erscheinen, weil der Siebenjährige Krieg es nicht eher zuließ. Mit allem Nachdruck führt Masch darin aus, daß Christus das Zentrum des christlichen Glaubens ist und man eine Glaubenslehre nicht anders aufstellen kann. Man erkennt, wie Masch sich hier in der Auseinandersetzung mit der kommenden Aufklärung befindet, welche eine Erlösung des Menschenschlechtes wollte, bei der sie das Ergebnis eines Nachdenkens über die Notwendigkeit dieser Erlösung in den Mittelpunkt stellte.

Als dies Werk erscheinen konnte, war Masch bereits nicht mehr in Beseritz/Dahlen, er war im Jahre 1756 als 1. Stadtprediger nach Neustrelitz berufen worden. Diese Stadt war erst sehr jungen Datums, ihr Gründungsjahr ist 1733, und die Bevölkerungszahl war bei der kurzen Lebensdauer der Stadt nicht groß. Im Jahre 1745 wohnten 168 Familien in der Stadt, im Jahre 1752 waren es schon 269 Familien, wovon 135 auf die Beamten und die Dienerschaft des Herzogs entfielen, während auf Handwerker und Gewerbetreibende 134 Familien kamen. Bei Maschs Amtsantritt werden es wieder einige mehr gewesen sein.

Seine Berufung erfolgte durch den Herzog Adolf Friedrich IV., Reuters Dörchläuchting, der von ihm, wie er später seinem Freund Ernst Boll gegenüber zugegeben hat, nicht richtig dargestellt worden ist. Carl August Endler schreibt in der 1933 erschienenen „Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz“, Reuter habe die komischen

Eigenschaften des Herzogs beibehalten, die guten aber, die dieser Regent zweifellos besaß, verschwiegen oder gar abgeleugnet. Der Herzog hatte nach dem frühen Tode seines Onkels sehr jung die Nachfolge übernehmen müssen, er konnte, das ist gewiß, nicht mit Geld umgehen und hat große Schulden gemacht. Aber er hatte die Gabe, sich seine Räte danach auszusuchen, ob sie etwas verstanden, und ließ ihre manchmal unbequeme Meinung gelten, und man darf auch nicht vergessen, daß der Siebenjährige Krieg in seine Regierungszeit fiel, der nicht nur für Preußen finanzielle Schwierigkeiten mit sich brachte. Es darf auch nicht übersehen werden, daß er der Erbauer des Palais in Neubrandenburg und des Schlosses in Mirow war und das Schloß in Neustrelitz sehr vervollständigt hat.

Adolf Friedrich hat für die Dinge der Kirche ein gutes Interesse gehabt, und es lag ihm daran, die Neustrelitzer Gemeinde bei der Einsetzung ihres ersten Stadtpredigers nicht zu überfahren. Er erließ unter dem 20. November 1752 ein Reskript, mit welchem die Gemeinde aufgefordert wurde, zum Gottesdienst zu erscheinen, wenn der als erster Stadtprediger in Aussicht genommene Ern Andreas Gottlieb Masch zu Beseritz predigen würde. Diese Predigt wurde gehalten — der Gottesdienst fand noch in der Kapelle des Schlosses statt — und unter dem 12. Dezember 1756 datiert Maschs Wirksamkeit in Neustrelitz. Er bewohnte das für ihn als Pfarrhaus erworbene Haus in der Strelitzer Straße, welches bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die Wohnung des 1. Stadtpredigers gewesen und mit dem Ende des 2. Weltkrieges abgebrannt ist.

Jedoch war das Wirken Maschs als 1. Stadtprediger auch nur von begrenzter Dauer. Im Jahre 1761 berief der Herzog ihn zum Nachfolger des 1760 verstorbenen Hofpredigers und Consistorialrats Büddemann, und er zog nun in das Haus, welches dort gestanden hat, wo sich heute das Carolinenpalais am Paradeplatz befindet. — Daß er mit Tatkraft und dem Blick für das Notwendige sein Amt angetreten hat, läßt ein Reglement erkennen, welches der Herzog unter dem 25. März 1761 erließ und welches sicherlich nicht ohne Anregung und Mitwirkung des neuen Hofpredigers und Consistorialrates entstanden ist und dessen Inhalt wir hier anführen wollen, weil es erkennen läßt, was für Menschen damals in Neustrelitz gewohnt haben. Es handelt sich um eine Bestimmung darüber, wer in Neustrelitz zur Hof- und wer zur Stadtgemeinde gehören sollte. Zur Hofgemeinde gehörten die Hofkavaliere, die Geheimen und anderen Räte, die Offiziere, alle wirklichen Bedienten im Schlosse, die fürstlichen Pagen, Sprach-, Tanz- und Fechtmeister, auch Fouriere, Trompeter bis zu den Feuer-Böttern inclusive, der Landrentmeister sowie alle Schreiber in den Registraturen und Kanzleien, wie auch der Kreischirurgus, der hinter diesen rangiert, die in der Münze Beschäftigten, die Livree-Bedienten der Hof-Kavaliere und Räte, und es versteht sich von selbst der Hofcantor, der Organist und Küster, diese alle mit ihren Frauen und Kindern, und dann auch die Witwen der Genannten, „solange sie in diesem Stande bleiben, es wäre denn, daß die von niedrigerem Stande eine bürgerliche Nahrung trieben“.

Dahingegen gehören zur Stadtgemeinde der Stadtmagistrat nebst sämtlichen Bürgern, Handwerkern und Einwohnern, worunter auch begriffen sind die nur wegen ihrer Lieferungen und Arbeiten wegen vom Hofe genannt werden als Hofapotheker, Hofuhrmacher, Hofjuwelier, Hofgoldschmied, Hofbüchsenmacher, Hofmaurer- und Zimmermeister, Hofschneider, Hof Tischler, Hofschuster, Hofschmied, Hoffischer, Ziegelmeister u. a., sodann der Stadtcantor, Stadtdiener und Dienstboten der Cavaliere usw., alle Arbeitsleute der Münze wie auch Knechte und Arbeiter in den fürstlichen Gärten, versteht sich auch ebenso von den Frauen, Kindern, Domestiken der genannten Personen.

Aus dieser ersten Zeit des kirchenleitenden Amtes stammen einige wissenschaftliche Arbeiten, es sind auch einige Predigten wegen der Geburt des Prinzen von Wales, wegen des Geburtstages der Königin von Großbritannien, der Schwester des Herzogs gedruckt worden.

Dann kam aber zu den beiden bisherigen Ämtern das des Superintendenten hinzu. Der Superintendent Theodor Trendelenburg, der unter Adolf Friedrich III. als Hofpre-

diger, Consistorialrat und Superintendent in Neustrelitz gewirkt hatte, bei dem Regierungsantritt Adolf Friedrichs IV. aber nach Neubrandenburg versetzt worden war, war am 24. Februar 1765 gestorben. Nunmehr wurde die Superintendentur nach Neustrelitz zurückverlegt und Andreas Gottlieb Masch mit ihrer Führung beauftragt, und damit hatte er eine vielseitige Tätigkeit als der erste Geistliche des Landes, als Leiter der kirchlichen Verwaltung, als Hofprediger, und daneben widmete er sich in mannigfacher Weise der wissenschaftlichen Arbeit. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn wir diese Aufgaben im einzelnen schildern wollten. Nur soviel sei bemerkt, daß Masch es in ausgezeichnete Weise verstanden hat, die ihm unterstellten Pastoren zu leiten, sich auch für sie einzusetzen, wenn es nötig war.

Zu den Aufgaben des Superintendenten gehörte auch das Schulwesen, und Masch hat es verstanden, die Neubrandenburger Gelehrtenschule, die durch eine unverantwortliche Sparsamkeit des Magistrats so heruntergekommen war, daß nur noch zwei der eigentlich bestehen sollenden 4 Klassen bestanden. Außer dem Rektor war ein Cantor und ein Baccalaureus angestellt. Letzterer starb 1766, der Cantor war so hochbetagt, daß er seinem Amt nicht mehr vorstehen konnte, und so bestand das Lehrpersonal nur noch aus dem Rektor. Ernst Boll berichtet, wie Masch sich seinen Stralsunder Rektor Batholdi zum Muster nahm und die Schule wieder auf die Höhe kam.

Damit das Schulwesen auf dem Lande gehoben würde, wurde Masch beauftragt, eine Verfügung des Herzogs, an deren Zustandekommen er natürlich beteiligt gewesen ist, an die Pastoren, die ja damals die Schulaufsicht hatten, weiterzugeben, wonach diese sich diese ihre Aufgabe mehr als bisher angelegen sein lassen sollten, auch sollten sie die Eltern in ihren Predigten fleißig erinnern, ihre Kinder gebührend zur Schule zu schicken, und die Schulmeister examinieren, daß sie ihre Schulkinder gut unterweisen sollten.

Die Sorge des Superintendenten galt schließlich auch sehr den Finanzen der Kirchen und Pfarren. Wenn eine Pfarre durch Tod ihres Inhabers erledigt war, setzte das Gnadenjahr ein, d. h. die Witwe erhielt ein Jahr lang die Einkünfte der Pfarre, und erst nach Ablauf dieses Jahres wurde an eine Neubesetzung gedacht. Das hatte zur Folge, daß einige Unordnungen einrissen, und daher erließ der Herzog — sicherlich wieder auf Anregung des Superintendenten — eine Verfügung, wonach ein „schloßfester Kirchenkasten“ zur Verwahrung aller Kirchenschriften, Dokumente und Gelder fertigt werden sollte, und bei dem Tode eines Pfarrinhabers sollte dessen Confessionarius, d. h. sein Beichtvater, verpflichtet sein, alle diese Dinge in den Kirchenkasten zu legen und den Schlüssel den Kirchenvorstehern zu übergeben, die es damals in jeder Gemeinde gab und die gewissermaßen eine juristische Befugnis für ihr Amt hatten.

Für die Regelung der Versorgung der Pfarrwitwen aber erließ auf Maschs Anregung der Herzog unter dem 12. Januar 1780 nähere Bestimmungen über das Gnadenjahr, und Masch hat diese Anweisungen 1792 in einer Abhandlung zusammengefaßt und drucken lassen. Sie waren so gut, daß sie erst 1911 durch eine andere Ordnung abgelöst worden sind.

Jedoch nicht nur über seine wissenschaftliche und amtliche Tätigkeit können wir etwas sagen, wir können auch einen Blick in das persönliche Leben des Superintendenten tun. Ein um 1700 geborener englischer Gelehrter, Thomas Nugent, Ehrendoktor der Universität Aberdeen, unternahm 1766 eine Reise durch Mecklenburg und schrieb über sie Briefe an einen Freund, die 1768 in zwei Bänden im Druck erschienen sind. Er kam auch nach Neustrelitz und stieg in dem Hotel des Bürgermeisters Strübing ab. Der Staatsminister von Dewitz nahm sich seiner an und sorgte dafür, daß er an allen Mahlzeiten und Veranstaltungen des Hofes teilnehmen konnte. Der Herzog begrüßte ihn auf das liebenswürdigste und gewährte ihm alle Annehmlichkeiten. Nugent beschreibt auch das Schloß und seine kostbaren Einrichtung. Der Herzog hatte es erst zu einem guten Teil massiv ausführen lassen, und Nugent berichtet von ihm, er sei 28 Jahre alt, von mittlerer Statur und einnehmendem Blick, „er trägt sein eigenes licht-

braunes Haar, er ist ein treuer Verehrer der Religion, aber er haßt alle Bigotterie und ist ein erklärter Feind der Intoleranz“.

Interessant ist seine Bemerkung über die Zeit für die Konzerte im Schloß. Sie finden mittwochs und sonntags um 6 Uhr abends statt — diese Zeit ist gewählt worden, weil in den meisten Ländern Europas der Sonntagabend als der geendigte Sabbat angesehen wird. Man sieht, wie genau das Leben damals nach den Zeiten der Bibel geordnet war.

Dr. Nugent hat nun mehrere Begegnungen mit Masch gehabt. Am 2. Tage nach seiner Ankunft wurde er von dem Präpositus Genzmer aus Stargard zu ihm geführt und schreibt darüber folgendes: „Dieser (Masch) empfing uns sehr liebevoll. Er ist ein langer, sehr artiger Mann, etwa zwischen 40 und 50, von freundlichem, offenem Gesicht und munterem Wesen. Er ist fromm und gelehrt, versteht Englisch, ob er es gleich nicht spricht, und man hält ihn für den besten Prediger hier im Lande; der Herzog hält viel auf ihn, so wie er überhaupt bei allen sehr beliebt ist. Als Superintendent hat er die Erlaubnis, bei fürstlicher Tafel zu speisen, so oft es ihm beliebt; er tut es aber selten, weil ihm dieses zuviel Zeit von seinen Geschäften und vom Studieren rauben würde. Er war so gütig und zeigte mir seine Bibliothek, in welcher ich unter anderen seltenen Stücken auch einige alte Urkunden vorfand.“ Nugent beschreibt auch eine Fahrt nach Dewitz, wo er an einer Ordination teilnahm, und berichtet, wie Masch auf der Rückfahrt in der Gegend von Prillwitz, da das Wetter so vortrefflich war, vorschlug, einen kleinen Spaziergang neben dem Wagen zu machen, um eine Pfeife zu rauchen, so daß wir auch diese Eigenschaft von ihm erfahren.

Eine Schwierigkeit entstand für Masch durch die Frage, wie es mit der Ausbildung seiner Kinder gehalten werden sollte. Eine Gelehrtenschule, wie sie später als das Gymnasium Carolinum in Neustrelitz entstanden ist, gab es zunächst noch nicht. Er fand die Lösung dadurch, daß er den späteren Pastor von Mirow, Benjamin Christian Heinrich Giesebrecht, als Hauslehrer seiner Kinder ins Haus nahm. Mitunterrichtet wurden die Söhne des Staatsministers Seip, bis sie im Jahre 1769 auf das Pädagogium in Halle, also auf die Franckeschen Stiftungen gebracht wurden.

Als wissenschaftliche Arbeiten dieser Zeit finden wir u. a. eine „Prüfung der Übersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen für denkende Leser“, Teil I und II, Bützow und Wismar 1765, und die „Beiträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher in 9 Teilen“, Bützow und Wismar 1769.

Dann aber kam ein Buch heraus, dessen Erscheinen große Wellen geschlagen hat. Im Jahre 1771 erschien das Werk „Die gottesdienstlichen Altertümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rethra am Tollenzer See“, welches von dem Hofmaler Woge zusammen mit dem Superintendenten herausgegeben wurde.

Darin geht es um folgendes. Der Pastor Friedrich Samuel Sponholz, der von 1687 bis 1697 in Prillwitz amtierte, fand angeblich in seinem Pfarrgarten, als er einen Baum pflanzen wollte, zwei Grapen, also große metallene Töpfe, von denen der eine eine Anzahl metallener Figuren enthielt und der andere darüber gestülpt war. Er nahm diesen Fund in sein Pfarrhaus und sagte niemand etwas davon. Als er gestorben war, soll seine Witwe diese Grapen mit den Figuren an den Goldschmied Pählke in Neubrandenburg gegeben haben, und dieser gab die Grapen an die Marienkirche in Neubrandenburg zum Guß einer Glocke, die Figuren aber behielt er zurück. Nach seinem Tode kamen die Figuren an seinen Schwiegersohn, den Goldschmied Jakob Sponholz, einen entfernten Neffen des Pastors in Prillwitz. Auch dieser behielt sie in der Verborgenheit, bis eines Tages der bekannte Arzt Dr. Hempel, sein Hausarzt, zu ihm kam und eine der Figuren auf dem Tische liegen sah. Wie viele Menschen seiner Zeit war er ein Sammler von Altertümern und hatte dafür in seinem Hause ein Kabinett eingerichtet. Er war von der auf dem Tisch liegenden Figur sofort fasziniert und fragte den Goldschmied, was das sei. Dieser erzählte ihm nun, woher die Figur gekommen sei und daß es sich um einen wendischen Götzen handle. Dr. Hempel kaufte sie ihm für

einen Louisdor, also einen nicht geringen Preis ab, und es kam in der Folgezeit dahin, daß er 45 solcher Figuren kaufte und mit einem Wechsel bezahlte, den er allerdings nie eingelöst hat. Und nun ging er daran, diese Dinge bekanntzumachen. Er verfaßte eine Abhandlung, für deren Druck der Präpositus Genzmer in Stargard, bekannt durch eine große Altertümersammlung, im „Altonaischen Merkur“ sorgte. Bald erschien dann auch eine Abhandlung in einem Rostocker Wochenblatt, und dann hat sich der Superintendent Masch, der sich gerade mit den Wenden, ihrer Geschichte, ihrer Kultur und Religion befaßt hatte, eingeschaltet. Dr. Hempel erlaubte ihm, seine „Prillwitzer Idole“, wie die Figuren später genannt wurden, zu besichtigen, und es gelang Masch, von dem Goldschmied Sponholz die übrigen in dessen Besitz befindlichen Figuren zu erwerben, so daß sich deren Zahl auf 60 erhöhte. Auf Betreiben des Prinzen Carl, des Bruders des Herzogs Adolf Friedrich IV., wurde der Hofmaler Wege beauftragt, diese Figuren abzumalen, und der Professor der Zeichenkunst an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin Johann Conrad Krüger fertigte davon „aufs genaueste gestochene Abbildungen“, und Masch machte aufgrund seiner Studien zu jedem Götzen eine sehr eingehende Beschreibung. So entstand das Buch mit dem oben angeführten Titel, und es wurde außer dem Herzog von Mecklenburg Strelitz, seinen drei Brüdern, einem Prinzen und einer Prinzessin von Mecklenburg Schwerin von 211 Personen oder Instituten subscribiert, unter denen sich viele Pastoren, die Kirchenbibliothek in Friedland, viele Gutsbesitzer, auch viele Ausländer, unter ihnen der Dr. Nugent in England, befanden.

Die hohe Zahl der Subscribenten zeigt, daß das Interesse für die Wenden in der damaligen Zeit nicht geringer gewesen ist als heute, man erkennt das auch an dem Für und Wider, welches das Buch ausgelöst hat. Eine umfangreiche Literatur beschäftigte sich mit zwei Fragen: 1. ob die Idole echt seien, ob Rethra, das Heiligtum der Wenden, tatsächlich, wie Masch behauptete, in Prillwitz gelegen hat. Es hat sich leider herausgestellt, daß beides nicht stimmen kann, und man muß sich fragen, wie ein sonst so urteilsfähiger Mann wie der Superintendent Masch sich so hat irren können. Aber er war nicht der einzige. Auch der gewiß urteilsfähige Präpositus Genzmer in Stargard hat die Idole für echt gehalten, ebenso der Pastor Rudolphi in Friedland, der ebenfalls ein bedeutender Sammler gewesen ist. Auch der Prinz und spätere Herzog Carl, der gewiß ein Mann war, der die Dinge des Lebens mit nüchternen Augen ansah, hielt sie für echt. Es ist für uns heute ohne Zweifel, daß der Goldschmied Jakob Sponholz und sein Bruder Gideon, eine wenig schätzenswerte Persönlichkeit, die Idole heimlich angefertigt und sie unter Ausnutzung der sehr verbreiteten Liebhaberei für Raritäten und Curiositäten außerordentlich geschickt verschachert haben. Man muß dem Superintendenten Masch und anderen zugutehalten, daß sie nicht die Ergebnisse von Ausgrabungen, wie sie uns geläufig sind, kannten, sie lebten vielfach in Vermutungen, und dem Superintendenten ist es letztlich um den Glauben, um die Religion gegangen. Er schreibt am Schluß seines Buches: „Siehet man diese ganze Sammlung an, die wir vor uns haben, so muß man überzeugt sein, daß die Wenden ihr Möglichstes getan haben, sich Götter nach ihrer Erkenntnis zu machen, in deren Verehrung sie eine Beruhigung des Herzens finden können; und daher beschließe ich die Beschreibung der Altertümer mit dem Wunsche, daß die Sorgfalt der blinden Völker und ihr gut gemeinter Eifer nicht dermaleinst die Sorglosigkeit und Trägheit vieler Christen beschämen möge.“

Soweit von diesem Buch, welches in den von ihm ausgelösten Auseinandersetzungen von einem wichtigen Ereignis begleitet wurde. Die Stadt Neustrelitz war im Laufe der Zeit gewachsen, und damit war auch die Stadtgemeinde größer geworden. Es ergab sich die Notwendigkeit, ihr ein eigenes Gotteshaus zu schaffen, weil die Kapelle im Schloß nicht mehr ausreichte. So kam es zum Bau der Neustrelitzer Stadtkirche, und es mag interessant sein, daß Masch in dem Vorwort zu den „bei der feierlichen Einweihung der Stadtkirche gehaltenen Reden“ berichtet, welche Kirchen in Mecklenburg Strelitz während der Regierungsjahre Adolf Friedrichs IV. entweder „aus dem Schutt aufgestanden oder, nachdem sie durch die Länge der Zeit baufällig geworden, neu gebauet worden sind“. Es sind:

die Nikolaikirche in Friedland, welche anno 1646 ein Sturmwind verwüstet und nach mehreren Zerstörungen 1754 wieder aufgebauet worden war,
die Kirche in Stargard, welche anno 1758, den 8. Juli, von den Flammen nebst dem größten Teil der Stadt verzehret ward, 1770 wieder eingeweiht.
die Kirche zu Sabel, die im 30jährigen Kriege zerstört wurde,
die Kirche zu Thurrow, 1752 abgebrannt, 1754 wieder eingeweiht,
die Kirche zu Quastenberg, 1756 neu errichtet,
die Kirche zu Glienke, Mitte des Jahrhunderts neu erbaut,
die Kirche zu Blumenholz, die auf ihre Einweihung wartet, die Kirche zu Fürstensee, 1779/80 im Bau begriffen,
die Kirche zu Leussow, 1779/80 im Bau begriffen.
Zur Erbauung der Kirche in Feldberg werden bereits die nötigen Veranstaltungen gemacht.

Die Kirchen in Loitz und Wanzka sind ausgebessert worden und können aber mit vollem Recht als neuerbaute Kirchen angesehen werden. Nur die Kirchen in Friedland und Sabel haben den Bau aus eigenen Mitteln bestritten, die übrigen stehen durch fürstliche Gnade, welche dieselben entweder durch gnädige Schenkung der Materialien oder durch Beiträge an Geld unterstützt haben.

Hinzu kommen die Kirche in Schwichtenberg, die nach dem Brande von 1711 wieder aufgebaut, mit einem Turm versehen und am Himmelfahrtstage 1773 eingeweiht worden ist, und die adlige Patronatskirche in Neverin eingeweiht am Neujahrstag 1779.

Man sieht, daß Dörchläuchting ein Herz für die Kirche hatte, und der Superintendent wird sich um diese Neubauten und Renovierungen bemüht haben aus der Erwägung, daß es notwendig ist, der Gemeinde ein Gotteshaus zu erstellen, damit sie sich um Wort und Sakrament sammeln kann. Und das alles in einer Zeit, in der das kleine Land Mecklenburg Strelitz viele Schwierigkeiten durchzustehen hatte, z. B. eine Hornviehseuche, die oft genug den gesamten Rindviehbestand eines Gutes vernichtete.

Wegen des Baues der Stadtkirche erließ zunächst der Herzog eine Verfügung, nach der die Bürgerschaft und die Einwohner der Stadt Hand- und Spanndienste leisten sollten dergestalt, daß diejenigen, die keine Anspannung hatten, die zum Fundament notwendigen Steine ausgraben, die mit einer Anspannung versehenen aber sie zum Marktplatz fahren sollten.

Der Schöpfer des Stadtkirchenentwurfs war der Hofrat Verpoorten, der Leibarzt des Herzogs, der sich in seinen Mußestunden mit Architektur beschäftigte.

Am 29. Juli 1768 fand die Grundsteinlegung statt. Der Bericht darüber lautet: „Nach vorangegangenem Geläute gingen die Stadtschule, die Candidaten des heiligen Predigtamtes, drei Prediger, die Zimmer- und Maurermeister, die beiden Burgemeister (Eggers und Strübing) und sämtliche Bürger in Prozession aus der Schloßkirche nach dem Platz, wo alles zur Legung des Grundsteins in Bereitschaft war. Ihre Herzogliche Durchlaucht nahmen nebst der Durchlauchtigsten Prinzessin Christiane Sophie Albertine, Herzogin von Mecklenburg, unter dem Gezelte Platz, bis das Lied: Allein Gott in der Höh' sei ehr etc. abgesungen und von dem Herrn Superintendenten die Rede gehalten war. Hierauf geruhten Höchstdieselben in die Gruft zu steigen und den Grundstein zu legen, worauf das Tedeum unter Beistimmung der Trompeten, Pauken und Posauern abgesungen und die feierliche Handlung zur allgemeinen Freude geendigt ward.“

Immer neue finanzielle Schwierigkeiten mußten überwunden werden, bis man 1777 an die Innenausstattung der Kirche gehen konnte und diese 1778, also nach 10 Jahren Bauzeit vollendet war. Damit war ein Bauwerk entstanden, welches nicht nur dem Geschmack jener Zeit entsprach, es wurde an ihm auch die Wandlung des Gottesdienstes

offenbar. Im Mittelalter, in der katholischen Zeit, war der Blick der Gemeinde auf den Altar gerichtet, auf den Ort, wo das Sakrament der Brotverwandlung gefeiert wurde. Sie darf ja in keinem katholischen Gottesdienst fehlen. In der neuen saalartigen Stadtkirche war die Kanzel über dem Altar plaziert, und der Blick der Gemeinde sollte nicht nur auf den Altar, den Ort des Sakraments, gerichtet sein, sondern ebenso sehr auf den Ort der Predigt, auf die Rede an Gottes Stelle, wie Masch das verschiedentlich ausgedrückt hat, die sich in der Folgezeit oft zu einer kunstvollen Kanzelrede entwickelt hat. Im Mittelalter war also die Kirche das Gehäuse für das Tabernakel, für die in der geweihten Hostie gegebene Gegenwart Christi, jetzt war sie das Gehäuse für den an Gottes Stelle redenden Prediger, und es war der Anfang damit gemacht, daß das Sakrament des Abendmahls mehr und mehr zurückgedrängt wurde.

Über dem Altar und der Kanzel befand sich die Orgel, nicht wie heute dem Altar gegenüber. Denn dort saß der Landesherr in seiner prunkvollen Loge, dessen bewußt, daß es wie im staatlichen, so auch im kirchlichen Wesen auf ihn als den obersten Patron der Kirche wesentlich ankomme und der Gottesdienst irgendwie auch dem staatlichen Wohle der Bürger zu dienen haben. — So ist diese Kirche, wenn man so will, ein Bauwerk zwischen Orthodoxie und Aufklärung geworden. Heute ist die Kanzel links vom Altar auf eine Säule gestellt worden, die Orgel steht auf der 1. Empore an der Westwand der Kirche, und der fürstliche Kirchenstuhl war auf die 1. Empore der Kanzel gegenüber versetzt worden.

Die Einweihung der Stadtkirche war eine überaus feierliche Sache. Zuerst versammelte sich die Gemeinde in der Schloßkapelle, ihrem bisherigen gottesdienstlichen Raum, und der Superintendent hielt nach einem Gebet eine Predigt über Jesaia 2,3: „Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause Jakobs, daß er uns lehre seine Wege und wir wandeln in seinen Steigen.“ Die Predigt schloß mit den Worten: „In Friede und Liebe biete ich jetzo meine Hand meinem geliebten Mitbruder, dem Lehrer der Stadtgemeinde, daß ich ihn jetzt aus dem Gotteshause zu jenem Berge des Herrn hinführe, wo künftig die Stadtgemeinde sich um ihren geliebten Prediger versammeln wird.“

Nunmehr formierte sich eine feierliche Prozession vom Schloß zur Stadtkirche, an der Spitze die Stadtschule, es folgten die Maurermeister und vier Prediger, welche Bibel und Abendmahlsgerät trugen. Dann kamen sämtliche Bewohner der Stadt, geführt von den Bürgermeistern, nach ihnen die herzoglichen Collegia, voran ein Kammerfourrier zu Pferde, sämtliche Hofoffizianten und Hofcavaliers. Alle Kanzlei- und Kammerräte fuhren in zweispännigen Karossen, immer zu zweien im Wagen, wähen der Präsident der Landesregierung und die drei Geheimen Räte allein fuhren. Sodann eröffnete der Stallmeister den Zug der höheren Hofbeamten. Die Hofcavaliers folgten zu zweien in eigenen Equipagen, wähen der Hofmarschall allein fuhr. Dann kam der Herzog selbst im achtspännigen Wagen und die Prinzessin im sechsspännigen. Die Hofdamen und die adligen Damen aus der Stadt, alle ebenfalls im Wagen, beschlossen den Zug. Der Herzog trat an die Kirchentür, und der Superintendent schloß sie mit den Worten auf: „Friede sei mit diesem Hause! Durchlauchtigster Herzog! Nun sind die Türen eines Hauses eröffnet, welches Höchstdieselben zur Ehre unseres Gottess, zum Heil und Wohlfahrt Höchstdero Untertanen und zum Segen dieser Stadt gestiftet und erbauet haben, treten Höchstdieselben in dieses Heiligtum, und der Segen Gottes folge deren Wegen. Der Gott, dem diese Kirche geweiht wird, sei Höchstdemselben Sonne, Schild und großer Lohn!“

Mit dem Herzog an der Spitze betrat die Gemeinde das neue Gotteshaus, das nun mit einem feierlichen Gottesdienst nach der gewöhnlichen Sonntagsordnung geweiht wurde. Nur trat anstelle des Hauptliedes ein von dem Pastor Sänger in Kastorf, einem Schwiegersohn des Stadtpredigers Hans Heinrich Gerling, verfertigtes Einweihungslied, und anstelle des Glaubensbekenntnisses führte die herzogliche Kapelle eine wohlgesetzte Kirchenmusik auf. Die Predigt hielt der Superintendent über Jesaia 62,11-12, sie hatte die Disposition: Die Gotteshäuser sind dazu bestimmt, daß der Herr in den-

selben zu einer Stadt redet, 2. Eine Stadt wird von Gott gesegnet, wenn sie hört, was Gott in seinem Hause redet, und schloß mit einem Weihegebet.

Danach bestieg der Stadtprediger und Consistorialrat Gerling die Kanzel und hielt eine Predigt über das Evangelium des Sonntages, Joh. 4,47-54, die Heilung des Sohnes des Königischen. Er schloß mit der Bemerkung, daß nunmehr manche Entschuldigung für das Fehlen im Gottesdienst wegen des mangelnden Platzes nicht mehr gelten könne.

Nach geendigter Predigt fand eine Feier des heiligen Abendmahls statt, weiter wurde ein Kind getauft und ein Brautpaar getraut, man tat also alles, was in einer Kirche vorfällt.

Mit dem Bau der Stadtkirche war ein großes Werk im Leben des Superintendenten Masch vollendet. Er hatte daneben aber immer auch Zeit für wissenschaftliche Arbeiten gefunden. Es erschienen „Stand Reden“ an den Särgen hochgestellter Persönlichkeiten, eine Schrift „Religion, Glaube, Tugend in ihrem Verhältnisse gegeneinander betrachtet“ (1788) u. a. Dieser wissenschaftliche Fleiß trug ihm mehrere akademische Rufe ein, so auch den als Nachfolger des Abtes Seidel in Helmstedt, er blieb aber in Neustrelitz.

So ging sein Weg aufwärts, aber auch das Leid blieb nicht aus. Von seinen Kindern waren eine Tochter und ein Sohn ihm in die Ewigkeit vorangegangen, und am 19. September 1782 starb seine Frau Eleonora Dorothea Buntebart nach 30jähriger Ehe. Nach zwei Jahren hat er sich wieder verheiratet und zwar mit Margarete Elisabeth Käding aus Knegendorf, die am 2. Februar 1745 geboren, also bei ihrer Eheschließung 39 Jahre alt war.

Masch war bei dem Beginn seiner zweiten Ehe fast 60 Jahre alt und konnte sich einer guten Gesundheit und Schaffenskraft erfreuen. Am 22. Januar 1802 konnte er 77jährig den Tag seines goldenen Amtsjubiläums begehen. Es war ein Tag großer Freude und Anerkennung. Der Herzog Carl, seit 1794 anstelle Dörchläuchtings Regent des Landes, überbrachte ihm das Diplom eines Ehrendoktors der Universität Halle. der Pastor Friedrich Ludwig Reinhold in Woldegk widmete ihm im Namen und Auftrag der Woldegker Synode eine Schrift mit dem Titel „Ein tätiges Leben verbürgt uns ein glückliches Alter“, aus welcher wir allerlei über den Jubilar entnehmen können, und der Pastor Johann Gottlieb Polykarp Rudolphi in Friedland, sein Schwiegersohn, ließ eine Schrift drucken, die den Titel hat: „Dem Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Andreas Gottlieb Masch, Herzogl. Meckl. Strelitzschen wirklichem Consistorialrath, Superintendenten und Hofprediger zu Neustrelitz, auch der Meckl. Naturforschenden Gesellschaft Ehrenmitgliede, wünschen zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum Glück und weihen ihm ehrfurchtsvoll diese kleine Abhandlung dessen Kinder und Enkel, den 24. Januar 1802. Rostock, gedruckt in der Adlerschen Offizin.“ Als dritter meldete sich Friedrich Ludwig Christian Masch, Pastor in Schlagsdorf, der fünfte Sohn des Jubilars, zu Worte und widmete ihm eine Schrift mit dem Titel: „Grundzüge einer charakteristischen Schilderung der Wendischen Nation als Bewohner Mecklenburgs.“ Über die letzten Lebensjahre von Andreas Gottlieb Masch wird wenig berichtet, er war jedoch nach wie vor und bis wenige Tage vor seinem Abscheiden wissenschaftlich tätig.

Seinen Tod meldet das Neustrelitzer Kirchenbuch unter den Verstorbenen des Jahres 1807 mit den Worten: „den 26. Oct. Abends 11 Uhr Herr Consist. Rath Hofpred. u. Superintend. D. Masch alt 83 Jahr weniger 1 Monat und 10 Tage.“

Seine Beisetzung fand auf dem „Alten Friedhof“ in Neustrelitz statt, der sich in der Nähe des Bahnhofes zwischen der Strelitzer und Augusta-Straße befand, und den der Superintendent gelegentlich der Beisetzung des Hofmarschalls von Zesterfleth eingeweiht hatte, und ein wie eine Nische gemauertes Grabmal umgab zwei Tafeln, von denen die eine die Lebensdaten des Superintendenten, die andere die seiner beiden Frau-

en zeigten, deren letztere ihn um 15 Jahre überlebt hat. Das Grab und das Grabmal sind nicht mehr vorhanden, der Alte Friedhof ist nach dem 2. Weltkriege bebaut worden.

Maschs umfangreiche Sammlungen sind Bestandteil der herzoglichen Sammlungen in Neustrelitz geworden. Leider sind sie bei dem Brand des Schlosses, in dem sich das Museum zuletzt befand, am 30. April / 1. Mai 1945 ein Raub der Flammen geworden. Erhalten geblieben aber ist eine Bibelsammlung. Sie kam nach Maschs Tode in die herzogliche Bibliothek und wurde in die Universitätsbibliothek in Rostock überführt, wo sie geschlossen erhalten geblieben ist. Das Verzeichnis der Schriften und Bücher des Superintendenten Masch umfaßt 80 Nummern und vermittelt einen Eindruck von der vielseitigen und unermüdlichen Tätigkeit dieses Mannes. Es ist schon lohnend, sich mit ihm zu beschäftigen und einen Eindruck von dem zu bekommen, was die Menschen seiner Zeit bewegt und beschäftigt hat, und vielleicht hätte er uns Heutigen manchmal noch etwas zu sagen.

Hans Heinrich Fölsch

Szenenwechsel

Christian Bourjau

Ob es sich gelohnt haben wird, an die Schilderung einiger vergangener Apothekertage aus der Sicht eines nur grundsätzlich Beteiligten so viele Zeilen zu wenden, das mögen am Schluß die Leser entscheiden. Immerhin, ein gutes Dutzend Jahre war es her, daß B. anfang, die Szene der Standespolitik interessant zu finden und an ihr teilzuhaben, wenige Male selbst als Akteur, meist aber als ein Zuschauer und -hörer, dem auch das nicht zum offiziellen Programm Gehörende wichtig war. Zurückschauend will ihm überhaupt scheinen, daß es nicht zufällig war, wenn er schon damals seinen Weg in das südliche Deutschland fand, für einen verhinderten Kollegen als Delegierter zur in Bad Wiessee statthabenden Tagung fahrend. Von seinem nördlichen Wohnsitz verließ B.s Reise bis München zwar langwierig, jedoch einigermaßen ohne Beschwer. Aber dann wurde es zunehmend diffizil, mußte doch nun ein Fußmarsch von etwa einem halben Kilometer eingelegt werden, um den sogenannten Holzkirchener Anschlußbahnhof zu erreichen, von wo aus das endgültige Reiseziel angesteuert werden konnte. Auch hier herrschte wie auf dem eigentlichen Hauptbahnhof ein Gewimmel buntgekleideter Gestalten, trachtenbejackte Herren sowie rotbestrumpfte und überdies junge Damen. Weil es bereits Herbstzeit war und die Saison ziemlich vorbei, mußten es wohl Ansässige sein. Die offensichtlich wesentlichste Baulichkeit stellte ein kleines Haus vorn am Bahnsteig dar. Es hatte auf beiden Seiten je zwei Schalterfenster, vor denen überall Leute standen. Wo es die wenigsten gab, stellte sich B. gleichfalls an, um seine Fahrkarte zu holen. Dabei konnte er sehen, daß im Inneren des Häuschens ein einziger Beamter äußerst ruhigen Schrittes von einem Schalter zum anderen ging, damit er allen Wartenden nach einer schwer durchschaubaren Reihenfolge ihre Wünsche erfüllte. „Ha, dem pressiert aa net“, meinte dazu eine ländliche Reisende, die neben B. wartete. Was dieser ihr mit einem kurzen „Wohl-wohl!“ zurückgab. Denn weder wollte er sich sogleich als Fremder erkennen lassen noch glaubte er, der guten Frau die wahre Situation hinreichend erklären zu können.

Später im Hotel zur Post in Wiessee war dagegen an Personal kein Mangel. Es handelte sich um einen der sogenannten *kleinen* Apothekertage und so verlief das Ganze ohne großes Gepränge in einem fast intim zu nennenden Rahmen, den der nicht eben große Gasthaussaal bildete. Um was es dort alles ging, weiß B. nicht mehr. Er entsinnt sich nur noch einer Position der Tagesordnung, wo davon geredet wurde, welchen zwingenden Anlaß ein Kollege haben könnte, seine Apotheke zu verpachten, und der einheimische Referent ihm in breiter Mundart die fast klassische Alternative ließ: a) wenn er alt ist, b) wenn er nicht mehr mag. Im übrigen meint B., damals seiner Delegiertenpflicht satzungsgemäß durch das passende Hochhalten oder Druntenlassen einer rosaroten Karte bei den Abstimmungen nachgekommen zu sein.

Zu schade war, daß er darüber hinaus nur wenig von der hübschen Landschaft draußen ringsum hatte, das malerische Tegernsee, jenseits des gleichnamigen Sees, mit dem Gebäudekomplex der ehemals herzoglichen Residenz, bestehend aus Schloß, Kirche und Bräuhaus, samt der großartigen Kulisse des Wallbergmassives, auf dem er einstmals als Student seine ersten und einzigen alpinen Erfahrungen gesammelt hatte. Dann gab es den obligaten Festabend, auf dem selbstverständlich geschuhplattelt und gejedelt wurde, natürlich nicht seitens der Gäste, sondern dieses für allseitig beliebt

gehaltene Brauchtum wurde von einem eigens hierfür engagierten Ensemble dargeboten. Aber es gab zum Glück eine sehr gemütliche Bar und andere lärmentrückte Nebenräume in der *Post*, wenn man es nicht vorzog, für die fragliche Zeit in das gegenüberliegende Café Königslinde auszuweichen, in dem es aber auch nicht ganz ruhig war.

Zum Abschluß der Tagung wurden noch einige wissenschaftliche Vorträge gereicht, wie üblich auf den Apothekertagen überwiegend von Medizinern gehalten, um der Veranstaltung ein angestrebtes Niveau zu geben. Ein Münchener Professor verbreitete sich damals in recht launiger Weise über die schädlichen Folgen zu reichlichen Arzneikonsums, unter anderem mit einem Zitat des Dichters Christian Morgenstern, und es blieb unerfindlich, warum man es vermieden hatte, der hohen Versammlung etwas über die spezielle Fachrichtung des sehr sympathischen Herrn mitzuteilen. Erst später und von anderer Seite erfuhr B., daß er seinerzeit den zuweilen doch ein wenig skurrilen Ausführungen eines Psychiaters gelauscht hatte.

Schon immer hatte B. eine Vorliebe für das Eigentümlich-Bemerkenswerte gehabt und was dieses betraf, kam er eine Reihe von Jahren später in München noch mehr auf seine Kosten. Diesmal war er nicht in offizieller Mission da, sondern als ausgesprochene Randfigur, wenn man von der Teilnahme an einer bestimmten Sondersitzung absah. Das war ein Grund mehr, diesmal eine Flugpassage zu buchen. Dafür nutzte er eine Möglichkeit, die damals bestand, beinahe ein Fünftel des direkten Beförderungspreises zu sparen, indem er sich von Hamburg über Berlin fliegen ließ. Auf dem Rückflug nahm er dort für mehrere Stunden Aufenthalt, was für eine Biege über den Kurfürstendamm mit einer Auffrischung diverser Erinnerungen reichte. Das war er als geborener Westberliner letzten Endes seiner Mutterstadt schuldig. Außerdem bot dieser Umweg Gelegenheit, der Gast dreier internationaler Fluggesellschaften zu sein und den gebotenen Komfort miteinander zu vergleichen. Wobei das französische Unternehmen am besten abschnitt hinsichtlich der Qualität der Bewirtung und der Attraktivität der Stewardessen. Der Flug über den von vereinzelt Wolkenscheitern überhauchten Fränkischen Wald tief unten, die weitausholende Landekurve über Schleißheim und Nymphenburg hinweg — das waren Eindrücke, welche der Ankunft bei sonnigem Herbstwetter vorausgingen. Auf der Fahrt von Riem ins Stadtinnere kamen kaum erwähnenswerte hinzu. München schien eine Großstadt wie viele andere auch, mit der Besonderheit vielleicht, daß die den Verkehr als zentrales Vehikel beherrschende Straßenbahn hier als *Tram* bezeichnet wurde. Anderntags sollte B. noch auf weiteres Eigentümliche stoßen. Leider stand ihm wenig Zeit zur Verfügung, nur ein Sonntagvormittag, und er verzichtete deshalb von vornherein auf angepriesene Sehenswürdigkeiten. Er mußte es sich beispielsweise sogar versagen, den Englischen Garten und die Schellingstraße aufzusuchen, Stätten, die bekanntlich im Schaffen eines weiteren Dichters, Joachim Ringelnatz, eine Rolle spielten. Pflügt doch überhaupt das Sehenswerte meist durch Abbildungen bereits dem Fremden hinreichend bekannt zu sein und Auge in Auge mit ihm konfrontiert gleich eher einer Reverenz, die ein Lebender zwar berühmten, doch toten Gegenständen erweist. Bei wirklichen Kunstwerken mag ein Kenner darüber hinaus auch seinen Genuß haben. Häufig jedoch scheinen fast die Besucher für die Sehenswürdigkeiten da zu sein, mit der Forderung: „Mich müßt Ihr gesehen haben.“ Da war B. mehr für den umgekehrten Fall, die geschauten Objekte sollten in erster Linie ihn persönlich und allein ansprechen; in diesem Sinne verlief darum sein Gang durch sonntäglich stille Straßen der Innenstadt Münchens. Die erste Station am Wege war das Asam-Kirchlein in der Sendlinger Straße. Zwar war es nur eine der pflichtgemäßen Fremdenverkehrs-Programmnummern, doch er trat ein, bewunderte sein barock-schwelgerisches Innere und es gefiel ihm wider Erwarten sogar im Original.

Als nächstes Ziel war das Stadtmuseum an der Reihe, welches er, auf sein Orientierungsvermögen blind vertrauend, bald erreichte. Es enthielt neben anderem das Bezaubernste, was er bisher gesehen hatte: die Puppentheater-Sammlung. Von diesen kleinen Miniaturbühnen mit den buntbemalten Marionetten, angeleuchtet in einem großen dunklen Raum verteilt, ging etwas so seltsam Unwirkliches aus, daß es den Betrachter die nüchterne museale Umgebung vergessen machte. Dagegen fielen die fraglos kunstgeschichtlich wertvolleren Figuren Erasmus Grassers, seine berühmten Moriskentänzer, ein wenig ab, welche im Hauptgeschoß zu sehen waren. Doch kurze Zeit später war B. aus dem Zauberreich am Jakobsplatz wieder in der hellen Wirklichkeit, als er den Viktualienmarkt erreichte. Von selbst ging sein Blick von den vielen mit grünen Holzkästen verschlossenen Verkaufsständen auf ihm zu den Schaufenstern der angrenzenden Antiquitätenläden und blieb auf einem Schild am Platzeingang haften: „Das Mitbringen von Hunden und Fahrrädern ist verboten.“ Von beiden sonst so nützlichen Kreaturen beziehungsweise Apparaten versah sich die Behörde für den Marktbetrieb gleicherweise nichts Gutes, offenbar auch nicht, wenn ihre Besitzer sie etwa angeleint mit sich führten. Solchermaßen seelisch eingestimmt, suchte er nunmehr wegen des nächstfälligen Museums das Isartor zu erreichen und wandte sich dieserhalb an einen Herrn in der Nähe, der anscheinend auf irgendein Nahverkehrsmittel wartete. Der, in höherem Lebensalter stehend und von gedrängener Gestalt, sah ihn auf seine Frage mißtrauisch an. Nach einer Weile des Schweigens wiederholte er in mürrischem Ton: „Isartor? Da liegt's!“ und wies ihm mit einer kurzen Bewegung seines Kinnes die ungefähre Richtung. Diese aufnehmend hatte er das gesuchte Gebäude bald gesichtet. Sich umwendend, gewahrte er den noch immer argwöhnisch hinter ihm herblickenden Herrn. Anscheinend war er mit seiner Überlegung, ob man ihn vielleicht doch nur zum besten hatte halten wollen, noch nicht fertig. Im rechten Torturm fand B. dann das Karl-Valentin-Musäum, dem wohl kauzigsten Münchner gewidmet und mit einem Sammelsurium der abstrusesten Dinge gefüllt: Requisiten des berühmten Komikers, Erinnerungsstücke und auch in seinem Geiste zusammengetragene historische Relikte. An der Kasse bereits saß die lebendige Kopie des Stifters, ein gewisser Herr Mühlbauer, wie er später erfuhr, und nahm ihm das Eintrittsgeld von neunundneunzig Pfennigen ab. Zufällig sah er auf seine Uhr, sie zeigte eine Minute nach voll an. Sein Entree war also genau im Sinne des Verewigten gewesen, denn bekanntlich hält sein *Musäum* präzis von einer Minute nach elf bis eine vor halber sechs seine Pforte offen. Doch bald drängte es ihn, seinen Münchner Impressionen die ernsthafte Abrundung zu geben und er schritt weiter zum unfern gelegenen Deutschen Museum. Hier beschloß er gleichfalls, sich zu beschränken, und zwar auf das rein Fachliche, eine andere Wahl blieb ihm angesichts des so reichlich Gebotenen gar nicht. So erfreute er sich an dem prunkvollen Interieur einer alten Klosterapothek mit ihren antiken Gerätschaften und besichtigte auch die verschiedenen Laborräume großer Chemiker. Einen Abstecher machte er dann noch in die Musik-Abteilung, wo eine reizvolle Sammlung der verschiedensten Instrumente zu sehen war und er kam gerade zur Vorführung einer alten Orgel zurecht. Einer der blauuniformierten Museumsdiener saß am Spieltisch und brachte ein kleines Stück von Händel zu Gehör, was ihm alle Besucher mit freundlichem Beifall lohnten. Nach Verlassen des Raumes tönte aus einem Treppenhaus von weiter her ebenfalls Orgelmusik. Diese kam aber aus dem Festsaal des Museums und zeigte an, daß soeben die große Abschlußkundgebung des Apothekertages zu Ende ging.

Wieder daheim, konnte er in der Fachpresse lesen, was dort vor sich gegangen war. Ein Kernstück der Veranstaltung bildete der Vortrag eines Vertreters der Staatsregierung, dessen Aufgabe darin bestand, den zahlreichen Apothekern Bedeutung und Be-

sonderheiten des gastgebenden Landes mit der gebotenen Zurückhaltung nahe zu bringen: „Bayern, das klassische Land des Föderalismus . . . weder . . . noch . . . auf das Niveau einer Provinz herabgesunken . . . (seine) Aufgabe endet nicht an den weiß-blauen Grenzpfählen, sondern es lastet auf ihm . . . der Auftrag . . . den Frieden in der Welt zu erhalten.“

Diese Worte dürften sicher ihre Wirkung auf die Festversammlung nicht verfehlt habe und B. konnte sich vorstellen, daß das manch einem der Versammelten wie ein ins Geistige transponierte Schuhplatteln geklungen haben mag.

Zwei Jahre darauf war er aufs neue als Delegierter in Stuttgart dabei. Schon die Ankunft war ihm erwartungsvoll genug. Lernte er doch nun den architektonisch bemerkenswertesten Bahnhof Deutschlands kennen. Goldene Buchstaben in der Eingangshalle wiesen einen gewissen König Wilhelm als Schöpfer dieser imposanten Anlage aus. B. als gebürtiger Preuße kannte zwar nur Herrscher dieses Namens aus dem Hause Hohenzollern, welches allerdings schwäbischen Ursprunges war, und so empfand er etwas wie Genugtuung darüber, daß ein früherer Landesvater Stuttgart zu solch einem schönen Bahnhof verholfen hatte. Am nächsten Tag jedoch kam er zufällig mit einem sehr netten alten Herrn in ein Gespräch. Im Laufe der Unterhaltung redete man auch hierüber und indem ein Leuchten über seine Züge ging, verkündete jener stolzen Tones, daß König Wilhelm sein Korpsbruder gewesen sei. Da wurde es B. enttäuschenderweise klar, daß der solchermaßen manifestierte fürstliche Bahnhofsbauer nur Lehmanns württembergischer Kollege gewesen sein konnte. Außerdem erfuhr er von anderen Leuten, daß überhaupt ein Herr Bonatz seine dreizehn Jahre an dem Ungetüm gebaut hatte. Aber wie schon gesagt, nicht um eine fragwürdige Bahnhofsgenealogie kam B. nach Stuttgart, sondern als Verfechter mehr oder minder bestimmter Standesinteressen, und diese Tätigkeit ließ ihm kaum Zeit, das Stadtbild anders als im Vorüberfahren in sich aufzunehmen. Lediglich die Ausstellungshallen am Killesberg lernte er gründlicher von innen kennen, weil der sowieso schon verwinkelte Zugang zu dem großen Sitzungssaal durch die zahllosen Stände der Pharmaindustrie noch weiter kompliziert wurde. Was bei der letzteren vielleicht auf Absicht hinauslief, um ihrerseits auf die Kosten zu kommen. So war es immer dasselbe, daß er, eine kleine in Leder geprägte Karte als Ausweis in der Hand, mindestens zweimal eine große Treppe passierte und an den gleichen Firmen vorbeikam.

Dann saß er im Sitzungssaal an seinem Platz, wo er feststellen mußte, daß die Apothekertage im Laufe der Jahre in jeder Hinsicht voluminöser geworden waren, und tat anderthalb Tage seine Pflicht als Delegierter mit der rosa Karte — er hatte als Reserve auch noch seine alte von Wiessee dabei.

Zum Ausgleich waren dann die Abende zu seiner Verfügung und diese verbanden sich mit drei kulturellen Institutionen der schwäbischen Hauptstadt: Liederhalle, Komödie im Marquardt und Staatstheater. Am Vorabend bereits spielte Karl Münchinger mit seinem Orchester im sogenannten Mozartsaal klangschöne Barockmusik. Den folgenden Festabend, der ebenfalls in den Räumen der Liederhalle stattfand, schenkte er sich dagegen, denn in Stuttgarts bekanntem Etagentheater wollte eine Dame ihren langjährig Angetrauten zugunsten eines jüngeren Herren verlassen. Worauf der erste begann, seine Billigung vorgebend, dem sich anbahnenden jungen Glück jede mögliche Unterstützung zu leihen, Empfehlung der günstigsten Reiseverbindung bis zum besten Hotel und dergleichen. Mit dem beabsichtigten Erfolg, daß der noch immer Schönen ihre geplante Eskapade schließlich leid wurde und sie zu ihrem Gatten zurückfand. Natürlich spielte ein junges Frauenzimmer daneben noch eine verwirrende

vierte Rolle. Eine geistreich-charmant plänkelnde Komödie, mit der ihr englischer Autor eine ruhmreiche Tradition fortsetzte.

Als unbestreitbarer Höhepunkt der Stuttgarter Tage B.s und sicher auch vieler anderer Teilnehmer tanzte am letzten Abend das berühmte Ballett im Staatstheater. Wiederum war es eine Komödie, welche das Thema der Tanzhandlung bildete und ihr Autor war ebenfalls ein Engländer: William Shakespeare. Zu einer altertümlichen Musik und vor einem gedämpft-farbenen Szenarium vollzog sich, in tänzerisch-bunte Episoden aufgelöst, die *Zähmung* einer *Widerspenstigen*. Die vollendete Kunst der Bewegungen, die Schönheit der getanzten Bilder und die über die Bühne hingebreitete Stimmung ließen einen ganz übersehen, daß die Primaballerina eigentlich eine eher häßliche magere Person war.

Zum Ausklang hätte er sich gern ein Zusammensein mit bekannten Kollegen gewünscht, doch es gelang ihm nicht, ihrer irgendwie habhaft zu werden. Wie durch Zauberei waren die noch im Theater Gesehenen anschließend spurlos geworden und so ging er langsam durch die nur noch wenig belebten Straßen zurück in sein Hotel.

Am nächsten Tag auf der Rückreise, der Zug donnerte gerade minutenlang am Verwaltungsareal einer bekannten Bausparkasse entlang, zogen noch einmal die erhaltenen Eindrücke an ihm vorüber und da waren es nicht so sehr die Geschehnisse auf dem Killesberg, die sich einprägten, um so mehr aber das an drei Abenden vielfältig schöne Gehörte und Geschaute.

Ein unbekanntes Bildnis des Malers Georg Friedrich Kersting

Georg Friedrich Kersting, in Güstrow 1795 geboren, war Schüler, Freund und Weggenosse des großen Caspar David Friedrich. Nach dem Besuch der Akademien in Kopenhagen und Dresden nahm er an der Seite Theodor Körners als freiwilliger Jäger an den Kämpfen des Freikorps Lützow teil. Nach seiner Heimkehr nach Dresden berief ihn die Fürstin Anna Sapieha als Zeichenlehrer ihrer Kinder nach Polen. Er hat in Warschau und auf dem Gut Radzyn der Familie Sapieha neben seiner Lehrtätigkeit als Maler gewirkt. Hier sei das rühmende Zeugnis zitiert, das die Fürstin ihm ausstellte:

„Endes Unterzeichnete bezeuge hiernitt daß Herr Georg Kersting Ritter des Eisernen Kreuzes, zwei Jahre in meinem Hause zugebracht hat, während welcher Zeit derselbige meinen Kindern Anna und Leon Sapieha's Unterricht im Zeichnen und Mahlen ertheilte. Zahlreiche und schätzbare Werke womitt Herr G. Kersting mehrere Häuser in Warschau bereicherte, erwarben Ihm hieselbst allgemeines Lob und Achtung. — Überhaupt war das Urtheil der Kenner in Hinsicht seines Künstler-Verdienstes so entschieden und übereinstimmend günstig, das ich der Sorge selbiges umständlicher zu empfehlen, überhoben zu seyn glaube. — Dagegen mache ich es mir zur angenehmen Pflicht dem Herrn Kersting von Seite seines Moralischen Betragens und seiner Sitten das glänzendste und ehrenvollste Zeugnis zu erstatten. Ohne des Thätigen Fleißes und der Pünktlichkeit zu erwähnen womitt Herr Kersting seine Pflichten in meinem Hause erfüllte, gewann er durch seyn freundschaftliches Betragen die Liebe aller die Ihn kannten, und hinterließ in Pohlen das Andenken eines braven, frey- und Charaktervoll handelnden Mannes. — Ich ende mit dem Wunsche, daß diese schätzbaren Eigenschaften die Herrn Kersting in der Fremde allgemein beliebt machten, Ihm auch in seinem Vaterlande dienen, und Ihn nach Verdienst befördern möchten.

Gegeben auf meinem Gute zu Radzyn im Königreich Pohlen.

Den 1. April 1818.

Anna Fürstin Sapieha.“

Von dem umfangreichen Werk, das Kersting in diesen Jahren in Polen geschaffen hat, ist nur wenig bekannt. Im Warschauer Nationalmuseum befand sich das hier abgebildete Porträt eines Jungen mit der Signatur „G. Kersting. 1815.“, das der Forschung bisher unbekannt geblieben ist. Das Bild, etwa 15 zu 10 cm groß, in braunen und grünen Farbtönen gehalten, ist ein typischer Kersting. Leider hat es die Zerstörung Warschaus im Zweiten Weltkrieg nicht überstanden.

Der Junge mag dreizehn Jahre alt gewesen sein, als Kersting ihn 1815 malte, und sein Schüler Leon Sapieha war 1802 geboren. Daß Leon Sapieha der Dargestellte ist, wird deutlich, wenn man das Bild mit dem gleichfalls hier wiedergegebenen Bildnis der Fürstin Sapieha vergleicht, das Kersting ebenfalls gemalt hat, und das Oscar Gehrig in seiner Kersting-Monographie abbildet. Die Ähnlichkeit von Mutter und Sohn ist unverkennbar (Beide Bilder siehe Seiten 1 und 2 dieses Heftes).

Leon Sapieha nahm später am polnischen Aufstand gegen Rußland teil. Er richtete auf den Gütern der Familie in Galizien Musterwirtschaften ein und war 1861 bis 1876 Marschall des galizischen Landtags.

Kersting ging im Jahre 1818 nach Sachsen zurück und wurde Malervorsteher an der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Meißen, die damals heruntergewirtschaftet war. In dreißigjähriger Arbeit hat Kersting sie wieder auf die alte Höhe gebracht. Er starb in Meißen im Jahre 1847.

Literatur:

H. Bünemann, Kersting, der Maler des Nahen: Die Kunst und das schöne Heim, Jg. 56 (1957), S. 41—45

O. Gehrig, Georg Friedrich Kersting. Schwerin 1932

F. Schult, Die Kerstings in Güstrow. Sonderdruck der Mecklenburgischen Tageszeitung. Güstrow 27. 3. 1932

Ferdinand Trömel

Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg

Von Friedrich Scheven

Vor 50 Jahren, im April 1926, wurde das Pädagogische Institut in Rostock eröffnet und damit die Lehrerbildung in ganz neue Bahnen gelenkt. Die alte Seminarbildung, seit 1862 in Neukloster, fand ein Ende. Das gibt Anlaß einer Entwicklung zu gedenken, die zu dem Ergebnis führte, das uns heute selbstverständlich ist, der Vorbildung aller Lehrer in hochschulmäßiger Form.

Die Lehrerbildung ist Gegenstand politischer Auseinandersetzungen gewesen, seitdem das Standesbewußtsein der Lehrer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwacht war. Die mecklenburgische Schule freilich wurde zunächst von dem, was in Verfolg der Pestalozzi-Bewegung zur schulpolitischen Erörterung gekommen war, kaum berührt. Erst in der Diskussion, die die politische Bewegung der 40er Jahre über die Fragen der Lehrerbildung wachgerufen hatte wurde auch Mecklenburg hineingezogen. Das Ergebnis war freilich das Gegenteil von dem, was erstrebt wurde, nicht eine Wandlung und Neuordnung im Sinne der fortschrittlichen Lehrerschaft, sondern eine Beschränkung des bis dahin Erreichten. So war es auch in Preußen. Hier setzten unter dem reaktionären Ministerium Eichhorn die Maßnahmen ein, die „den Geist der Vielwisserei in den Bildungsinstituten künftiger Volksschullehrer“ beseitigen wollten. In Mecklenburg begannen im gleichen Sinn Bestrebungen, die eine Verlegung des Seminars, das seit 1782 seinen Sitz in Ludwigslust gehabt hatte, in einen ländlichen Ort anstrebten. In einer Äußerung des Unterrichtsministeriums von 1851 heißt es: „Die Einwirkungen dieses, von allen Beziehungen des Luxus, der städtischen Frivolität und Weltlichkeit stark durchdrungenen Ortes auf die Richtung und Bildung der künftigen Volksschullehrer sind so nachtheilig, daß ein rechtes Gedeihen desselben nicht zu erreichen sein wird.“ Diese Einstellung zu dem Ludwigsluster Seminar führte 1862 zu der Verlegung des Seminars nach Neukloster. Aus den Plänen, die der Volksschulbildung wahrlich nicht wohlgesonnen waren, wurde nun freilich räumlich und in der Gesamtanlage eine Anstalt, die sich den größten und besteingerichteten Seminaren der deutschen Länder an die Seite stellen konnte. Im Oktober 1862 wurde das Lehrerseminar in Neukloster eröffnet — und hat bis 1926 der mecklenburgischen Schule gedient. Es war freilich nur die Ausbildungsstätte für die Lehrer an domanialen Landschulen und der Städte. Die ritterschaftlichen Schulen des Landes fanden erst 1869 ihre eigene Bildungsstätte mit bescheideneren Bildungsformen in Lübbtheen.

Aus diesen Anfängen des Neuklosterer Seminars leitet es sich her, daß die organisierte Lehrerschaft des Landes ihm niemals freundlich gegenüberstand. So gerne immerhin die einzelnen Lehrer dankbar und voll freundlicher Erinnerungen an ihre Ausbildungsstätte zurückdenken mochten, der Landeslehrerverein und die schulpolitisch führenden Männer des Landes standen ihm bis zuletzt ablehnend gegenüber.

Das Ziel, das die standesbewußte Lehrerschaft seit 1848 vor Augen hatte, war die Vorbildung der späteren Lehrer an Volksschulen auf einer höheren Schule mit anschließender Fachbildung auf einer der bestehenden Hochschulen. Das schien aber auf der Gegenseite ein illusorisches und unreales Ziel, schon aus Gründen des fehlenden Nachwuchses. Der als Unterrichtsminister in der mecklenburgischen Landesverwaltung seinerzeit führende Staatsrat Dr. Langfeld sagte mir einmal, um die Sinnlosigkeit der Forderungen der Lehrerschaft aufzuzeigen:

Die Abiturienten der höheren Schulen werden herkömmlich durch die traditionellen höheren Berufe wie Juristen, Ärzte, Theologen usw. beansprucht, wie soll da noch die große Zahl des Nachwuchses der Volksschullehrerschaft von ihnen erbracht werden. Wenn er hätte ahnen können, daß 50 Jahre später die Zahl der Abiturienten der Höheren Schulen zu mehr als 50 % von den pädagogischen Berufen beansprucht werden würde!

Die Verwirklichung dieser alten Pläne der Lehrerschaft war aber nahegerückt, als der Umsturz von 1918 in den deutschen Ländern völlig neue Verhältnisse geschaffen hatte. Nun trat die organisierte Lehrerschaft mit konkreten Forderungen auf. Sie fanden ihren Niederschlag in § 146 Abs. 2 der Reichsverfassung von 1919. Das Reich ist nicht dazu gekommen, die diesen Bestimmungen entsprechende gesetzliche Ordnung zu schaffen. Entscheidend war dabei die Finanzfrage, insbesondere die von der Lehrerschaft geforderte Einstufung der nach der neuen Ordnung ausgebildeten Lehrer in Gruppe IX der Besoldungsordnung (Gr. X Eingangsstufe für die herkömmlichen Akad. Berufe). So blieb den Ländern der Weg für ein gesondertes Vorgehen. In Thüringen fanden die alten Ziele der Lehrerschaft zuerst Verwirklichung. In Jena wurde die Volksschullehrerbildung unter Führung des in der Pädagogik der Zeit geschätzten Professors Peter Petersen an die Universität übernommen. Hamburg und Sachsen folgten auf ähnlichen Wegen. Die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden dagegen hielten sich zurück und ließen die Seminarbildung weiter bestehen.

Entscheidend war, was in Preußen geschah. Hier wurden im Frühjahr 1926 vier Pädagogische Akademien als neue Form der Hochschule eingerichtet, und zwar in Bonn, Kiel, Elbing und Hannover. Ihre pädagogische Grundlage fanden diese neuen Lehrerbildungsstätten in dem Denken Ed. Sprangers.

Mecklenburg-Schwerin folgte im wesentlichen dem Vorbild Preußens, wenn es im Frühjahr 1926 das Pädagogische Institut in Rostock errichtete. Die Seminare in Neukloster und Lübbtheen wurden gleichzeitig geschlossen. Die politische Vorgeschichte der neuen Gründung ist wechselvoll. Sie ist im einzelnen dargestellt in dem Aufsatz des die Verhandlungen im Schweriner Unterrichtsministerium führenden Ministerialrates Klaehn in der Festschrift zur Jubelfeier des Meckl.-Schwer. Landeslehrervereins „Aus der Geschichte der mecklenburgischen Volksschule und ihrer Lehrer“ (1928). Es ist falsch, wenn in der pädagogischen Literatur (z. B. in Fr. Blättner, Geschichte der Pädagogik, 1968, S. 317) Mecklenburg mit den Ländern zusammengestellt wird, die die neue Lehrerbildung an die Universität verlegten. Anlaß zu dieser falschen Eingruppierung war wohl der Name „Institut“, der in Mecklenburg gewählt wurde gegenüber der anspruchsvolleren Bezeichnung „Akademie“. Das Pädagogische Institut war jedenfalls eine selbständige, verwaltungsmäßig von der Universität völlig getrennte Einrichtung, von 1927 ab den preußischen Akademien vergleichbar.

Schon von 1922 ab war die Lehrerbildungsfrage in den Verhandlungen des Schweriner Landtages wiederholt zur Erörterung gekommen, ohne daß eine endgültige Entscheidung getroffen wurde. Bei den wiederholten Aussprachen hatte sich aber ergeben, daß sich alle Parteien des Landtages mit Ausnahme der am weitesten rechts stehenden deutschnationalen Volkspartei, die in dem Land des Großgrundbesitzes freilich eine besonders hervorragende Rolle spielte, in der Frage der Hochschulreife für die künftigen Volksschullehrer einig waren. Aber unter dem Druck der politischen Lage und dem drohenden Mangel an Volksschullehrern blieb auch ihr nichts anderes übrig, als einer gesetzlichen Neuordnung der Lehrerbildung zuzustimmen. Sie hatte zusammen mit der Deutschen Volkspartei die Mehrheit im Schweriner Landtag seit 1924. Diese beiden Parteien stellten die Regierung, als in diesen Jahren die Lehrerbildungsfrage erneut in Angriff genommen werden mußte. Das Ministerium von Brandenstein — von Oertzen (beide deutschnational) zusammen mit dem Unterrichtsminister Dr. Stammer (Deutsche Volkspartei) unterbreitete im Frühjahr 1925 dem Landtag folgenden Gesetzentwurf: „§ 1 Die an den öffentlichen Volksschulen des Landes anzustellenden Lehrer und Lehrerinnen müssen ihre Berufsbildung auf einem pädagogischen Institut erworben haben.“ § 2 setzte sodann fest: „Die Allgemeinbildung, die für den Eintritt in das pädagogische Institut vorauszusetzen ist, muß an einer höheren Schule erworben sein.“ Die Widerstände, die dieser Satz hervorrief, führten nach langen Erörterungen in den Ausschüssen des Landtages zu der Bestimmung, daß die Allgemeinbildung, die die Voraussetzung für den Eintritt in das pädagogische Institut sein sollte, nach Besuch einer fünfklassigen Lehrerbildungsanstalt oder dem der entsprechenden Klassen einer Höheren Schule erworben werden sollte. Das Abitur als Voraussetzung für den Eintritt

in das pädagogische Institut war also wieder aufgegeben. Dieser Entwurf wurde angenommen und schuf die gesetzliche Grundlage für die Neuordnung der Lehrerbildung in Mecklenburg-Schwerin.

Das Gesetz führte, das ist anerkennend hervorzuheben, zu der lange angestrebten Trennung von Allgemeinbildung und Fachbildung in der Vorbildung der künftigen Volksschullehrer. Es blieb aber im übrigen weit hinter den Forderungen und lang gehegten Wünschen der Volksschullehrerschaft zurück. Es fand nicht nur den Widerspruch der links stehenden politischen Parteien, sondern auch der Lehrerschaft. Der Widerspruch führte zu einer Interpellation im Reichstag, die freilich ohne Erfolg blieb. Das Reichsgericht endlich entschied die Frage, ob das mecklenburgische Lehrerbildungsgesetz mit der Reichsverfassung in Einklang zu bringen sei, auf Grund einer Vorlage des Reichsministeriums des Innern positiv. Mecklenburg hatte damit sein Lehrerbildungsgesetz, nach dem im Frühjahr 1926 das Pädagogische Institut in Rostock eröffnet wurde.

Das Gebäude der neuen Lehrerbildungsanstalt

Mecklenburg-Schwerin hatte seine Lehrerbildungsanstalt in Neukloster baulich besonders großzügig ausgestattet. Das vorher 1830 in Ludwigslust errichtete Seminargebäude erschien seinerzeit schon als „pallastartig“. Es ist in der Tat ein stattlicher Bau, auch noch für das heutige Auge. Was aber dann 1862 in Neukloster gebaut wurde, übertraf die Seminargebäude anderer Länder weitaus, zumal, nachdem die Gesamtanlage durch den Bau des „Neuen Schulhauses“ und des „Saalgebäudes“ erweitert war. Es ist bedauerlich, daß die stattliche Anlage, die eine so bezaubernd schöne Lage, von Gärten und Park umgeben, am Neuklosterer See hat, in jüngster Zeit der Lehrerbildung ganz verloren gegangen ist. Der Neuanfang in Rostock war aber räumlich kümmerlich. Die ganze Finanznot der deutschen Länder nach 1918 drückt sich darin aus. Dem Pädagogischen Institut wurde bei seiner Eröffnung 1926 das alte Gebäude des ständischen Archivs und der Bibliothek am Vogelsang zugewiesen. Seine für die Landesgeschichte überaus wertvollen archivalischen und bibliothekarischen Schätze wurden nach Schwerin überwiesen.

In diesen Räumen fand die neue Lehrerbildung ihr Unterkommen und ist dort bis zu ihrer Auflösung 1945 geblieben. Das Gebäude steht heute noch, nachdem fast alle anderen Häuser der Nachbarschaft den Bombennächten im April 1942 zum Opfer gefallen sind. Eine bauliche Erweiterung erfuhr das Gebäude 1927/28 durch Ausbau des Hintergebäudes, das einen großen Hörsaal, die Bücherei, naturwissenschaftliche Arbeitsräume sowie Musikzellen umschloß. Zur praktischen Ausbildung der Studierenden sollten sämtliche Rostocker Volksschulen dienen. Es kam aber bald dahin, daß die nahe gelegene Augustenschule bevorzugt zu Übungszwecken benutzt wurde.

Die Eröffnung des Pädagogischen Instituts ¹⁾

So bescheiden immerhin die Räumlichkeiten waren, in denen die neue Lehrerbildungsstätte ihren Platz finden sollte, die Eröffnung des Instituts fand im Rahmen eines aufwendigen Staatsaktes statt, mit dem Regierung und Landtag sich zu der neuen Einrichtung, dem Ergebnis so langer politischer Kämpfe, bekannten. Die Volksschullehrerschaft war offiziell dabei freilich nicht vertreten. Am 27. April 1926 wurde das Pädagogische Institut (P. I., wie es bald allgemein genannt wurde) in dem Saal des ihm zugewiesenen Gebäudes mit anschließendem Festessen im Hotel „Fürst Blücher“ eröffnet. Neben Landtag und Regierung durfte dabei natürlich auch die Kirche nicht fehlen, vertreten durch den Landesbischof Dr. Behm. Die Zeit, wo die Schule als Schöpfung der Kirche ihrem maßgebenden Einfluß unterstellt war, war freilich seit 1918 dahin, aber daß die Volksschule weiterhin, wenigstens im Sinne der Rechtsparteien, der Kirche verbunden bleiben sollte, mußte doch bei der Eröffnungsfeier ihren Ausdruck fin-

¹⁾ Nach dem Bericht im „Rostocker Anzeiger“ vom 28. 4. 1926.

den, nicht bloß in der Anwesenheit ihres Bischofs, sondern auch in dem gemeinsamen Gesang „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, mit dem die Feier ihren Anfang nahm. In den Reden zur Eröffnung des Instituts kamen zunächst die Landesminister zu Wort, die die neue Lehrerbildung in langen Kämpfen zur Verwirklichung gebracht hatten. Zunächst der Unterrichtsminister Dr. Stammer mit der eigentlichen Eröffnungsrede, sodann der Ministerpräsident von Brandenstein. Nach ihm nahm der Strelitzer Staatsminister Dr. Hustaedt im Namen seiner Regierung das Wort, die das P. I. mit der Entsendung von Besuchern unterstützte, ohne an ihm verwaltungsmäßig beteiligt zu sein. Ansprachen des Rektors der Universität, des Landtagspräsidenten und des Vertreters der Stadt Rostock führten weiterhin zu dem Höhepunkt der Veranstaltung, der programmatischen Rede des zum Leiter der Anstalt berufenen Dr. Kolz. Wahrlich genug der Worte! Aber es war doch immerhin ein politisch hochbedeutsamer Akt, mit dem eine 150jährige Entwicklung ihren Abschluß fand und der Lehrerbildung des Landes neue Wege eröffnet wurden. Mit dem gemeinsamen Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ schloß die Feier, deren Reden von Musikdarbietungen unterbrochen waren.

Die grundlegenden Worte des Staatsministers Dr. Stammer wiesen den Weg, der der Regierung in der neuen Lehrerbildung vor Augen stand. Es berührt sympathisch, daß er seine Eröffnungsrede mit einem Dank an die alten Lehrerbildungsstätten des Landes beginnt: „Unsere alten Lehrerbildungsstätten, mögen wir an Neukloster oder Lübbtheen denken oder weiter mit unseren Gedanken zurückwandern bis nach Ludwigslust, sie waren trotz mancher Unzulänglichkeit und Gebundenheit doch Stätten, die in einem stetigen lebendigen organischen Fortschritt dem mecklenburgischen Volke ein Erzieher- und Lehrgeschlecht geschenkt haben, auf das wir stolz sein können.“ Diese Worte sind nicht politisch an die gerichtet, die am liebsten an dem Alten aus traditioneller Gebundenheit festgehalten hätten, sondern sie drücken das aus, was dem Redner echte Überzeugung war. Aus den Aufgaben des neuen pädagogischen Instituts hob Stammer sodann die beiden Schwerpunkte der neuen Pädagogik, wie sie Ed. Spranger dargestellt hat, hervor: Erziehung zur Persönlichkeit und zur Gemeinschaft. „Nur eine Persönlichkeit ist instande, Persönlichkeiten zu bilden, Leben entzündet sich nur am Leben.“ Damit war dem P. I. eine weitgesteckte Aufgabe gestellt. Diese Worte sprach nicht der Politiker, sondern der Schulmann, der später selbst zum Wirken an der neuen Hochschule berufen werden sollte.

Die führenden Männer der neuen Hochschule

Die Männer, die der neuen Hochschule im Laufe der nächsten Jahre das Gesicht gaben und ihren weiteren Ausbau bestimmt haben, waren der Dezernent für Lehrerbildungsfragen im Schweriner Ministerium, der Ministerialrat Klaehn und der Direktor des P. I. Dr. Kolz. Wenn hier von den Anfängen der akademischen Lehrerbildung gesprochen werden soll, muß dieser beiden daher noch besonders gedacht werden.

Ulrich Klaehn stammte aus einem mecklenburgischen Pfarrhaus, sein Vater war Pastor in Plate bei Schwerin. Nach theologischem und philologischem Studium in Erlangen und Rostock und theologischem Vorbereitungsdienst wurde er zum Oberlehrer am Lehrerseminar in Neukloster berufen, 1906 wurde er Direktor der Anstalt. Als solcher hat er bis 1921 gewirkt und in dieser Zeit das Neuklosterer Seminar, trotzdem es in mancher Hinsicht hinter den preußischen Seminaren zurückblieb, zu einer beachtlichen Leistungshöhe gebracht. 1921 wurde er als Nachfolger des Geh. Oberschulrates Scheven in das Schweriner Ministerium berufen und war hier als Referent für mehrere Schulaufsichtsbezirke, insbesondere aber als Leiter des Mittelschulwesens und der Lehrerbildungsanstalten des Landes tätig. Er starb im Juni 1945.

Klaehn war eine nüchterne, selbstlose Natur, die nichts als die Arbeit in seinem Beruf kannte. Als Direktor des Neuklosterer Seminars stand er vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein an seinem Schreibpult, ganz seiner Arbeit hingegeben. Als Verwaltungsbeamter im Ministerium konnte er sich auch nach der Erreichung der Altersgrenze nicht von seiner Arbeit trennen, sondern behielt nach seiner Pensionierung

sein Arbeitszimmer im Ministerium und einen eingeschränkten Wirkungskreis in der Schulverwaltung. Er war der Typ des Beamten alten Stils, dem nichts über seinen Dienst ging. Diese Art der Dienstauffassung hat Klaehn nicht nur selbst in seinem Wirken in Neukloster und Schwerin dargelebt, sondern hat sie auch an seine Mitarbeiter und Schüler weitergegeben. Der Verfasser dieses Berichts darf bekennen, daß er den ganzen Ernst eines Beamten alten Stils, aber auch eines Lehrers, der ganz seiner Arbeit lebt, von Klaehn gelernt hat.

Als Lehrer am Seminar unterrichtete Klaehn mit Vorliebe Psychologie. Was er hier lehrte und in Prüfungen forderte, war klar im Aufbau und präzise im Wort. Seine Psychologie gründete sich auf die Wundtsche Experimentalpsychologie. Darüber hinaus zu neuen Inhalten der Psychologie, insbesondere der Jugendpsychologie, ist er nicht gekommen. Der Aufbau der neuen Lehrerbildung, allen Widerständen zum Trotz, ist ausschließlich Klaehns Werk. Es war, wie oben in Kürze dargestellt ist, ein zähes Ringen mit den politischen Kräften des Landes, das schließlich zu einem Ziel hinführte, das nur in beschränktem Umfang das darstellte, was Klaehn als Pädagoge auf dem Wege Pestalozzis und Diesterwegs erstrebte. Diese Abstriche von seinem Idealbild vorzunehmen, ist Klaehn sicher nicht leicht geworden. Aber er war so sehr gehorsamer Diener des Staates, zunächst des kaiserlichen, dann des demokratischen und schließlich auch des nationalsozialistischen Staates, daß er seine ganze Kraft auch für eine Form der Lehrerbildung einsetzte, die seinem Ideal nicht entsprach. Allen seinen Mitarbeitern hat er die Last hingebenden Dienstes mit auf den Berufsweg gegeben, auch denen, die wie sein erster Mitarbeiter an dem Aufbau des P. I. so ganz anderen Wesens waren wie er. Das war der zum Direktor des P. I. berufene Studienrat Dr. Wilhelm Kolz.

Wilhelm Kolz war mecklenburgischer Bauernsohn aus dem Schönberger Kreis. Hier war die Familie Kolz seit alters in verschiedenen Dörfern ansässig. Die breite, schwere Gestalt, die dieser in einen geistigen Beruf geführte Sohn der Scholle darstellte, kann man sich besser über den schweren Boden seiner Heimat schreitend vorstellen als auf dem Katheder lehrend. Aber er war ein leidenschaftlicher Lehrer, ganz der Sache hingebend, die ihn erfüllte. Nervös und temperamentvoll litt er unter ständiger Schlaflosigkeit. Er ist 1942 frühzeitig gestorben. Seinem Studium nach war er Neuphilologe, aber sein Interesse galt der Philosophie, zugleich auch der Dichtung Goethes und der deutschen klassischen Zeit.

Kolz war Studienrat an der Studienanstalt, also der Höheren Mädchenschule, in Rostock, als er zum Leiter der neuen Lehrerbildungsanstalt berufen wurde. Er gehörte zu einem Kreis junger Rostocker Lehrer, die alle den Durchschnitt überstiegen und es vielfach zu gehobenen Stellen im Schuldienst gebracht haben. Ihm gehörte u. a. auch der Führer der demokratischen Partei im mecklenburgischen Landtag Dr. Richard Möller an, der wohl sein Wort in die Waagschale geworfen haben wird, als es galt, den Leiter der neuen Lehrerbildungsanstalt auszuwählen. Kolz selbst stand freilich eher bei den Deutschnationalen. Er war beredt und immer zu Gesprächen aufgelegt, bei denen er stets das Wort an sich zu ziehen wußte.

Dem Aufbau des P. I. gehörte seine ganze Leidenschaft, obwohl er alles andere als ein korrekter Verwaltungsbeamter war. In seiner Rede anlässlich der Eröffnung der Hochschule legte er das Gelübde ab: „Alle unsere Liebe und Zuversicht in unser Tun hineinlegen zu wollen um des Werkes willen, das mitzuschaffen wir berufen sind, und dessen Gelingen auch unser Glück sein soll.“ Was aus den Anfängen in so beschränkten Verhältnissen geworden ist, ist sein Werk und das seines Vorgesetzten im Ministerium, der oben gekennzeichnet ist. Beide ergänzten einander insofern, als Kolz immer neue Ideen hatte, die sein Arbeitspartner dann in nüchternem Denken in reale Form brachte. Beide hatten Hochachtung voreinander, so verschieden sie auch in ihrem Denken waren. Das pädagogische Denken von Kolz war in Philosophie und Geistesgeschichte begründet, das von Klaehn in der Psychologie Wundts. Mit einer Vorlesung über „Das Gute und das Schöne, eine Einführung in den Sinn der Erziehung“ fing Kolz seine Arbeit im W. S. 26/27 an. Daneben lief eine zweistündige Arbeitsgemeinschaft über „Bildung und Erziehung im Lebenswerk Goethes“. Was Kolz hier bot, war

freilich nicht immer auf das geistige Niveau der Studienbesucher eingestellt, vor denen er zu reden hatte. Es waren ja zunächst nicht nur Abiturienten, sondern auch anderweitig vorgebildete junge Leute, die wohl über das, was ihnen hier geboten wurde, gelegentlich den Kopf geschüttelt haben mögen.

Kolz' Pädagogik, die in Goethe wurzelte, fand unter den Pädagogen der Zeit Beziehungen zu Spranger, Al. Fischer und Max Scheler. Er hat seine Gedanken nicht literarisch dargelegt. Um ein systematisches Buch zu schreiben, war er ein viel zu unruhiger Geist. Eigentlich hat er seine pädagogischen Ideen nur einmal der Öffentlichkeit unterbreitet und zwar in der Rede, die er anlässlich der Eröffnung des P. I. gehalten hat.

Die Psychologie, auf die seine Pädagogik sich gründete, war eine ganz andere als die von Klæhn. In seiner Eröffnungsrede heißt es: „Die Seele ist kein Bündel rein quantitativer Elemente, ihr Begriff erschöpft sich nicht nur in Assoziationen, Gefühlsannexen und Kontrastwirkungen zwischen Lust und Unlust, sondern sie ist in ihrer inneren Eigenart zu fassen nur in ihrer schicksalsträchtigen Stellung zu den beiden Wertreichen des Guten und des Schönen. So haben die großen Seelendenker aller Zeiten sie begriffen: als ein lebendiger Formausdruck für eine freie, schöpferische Bewußtheit, dazu berufen, Erde und Himmel in ihrem Lichte zu spiegeln.“ Das hat nichts mehr mit der Wundtschen Experimentalpsychologie zu tun, wie Klæhn sie liebte, sondern ist tief religiös begründet. Kolz war eine religiöse Natur. Wenn er seine Rede mit den Worten schließt: „Möge die Liebe von oben unserm Denken und Handeln gnadenvoll sich neigen“, so war ihm das echtes Wünschen und Sehnen. Alles pädagogische Tun ist ihm ein helfendes Tun, das, was Gott in den Menschen hineingelegt hat, zur Entfaltung zu bringen. „Es ist ein Dienen an der innerlichen geistigen Sehnsucht des Lebendigen.“

Als dreifache Grundlage seines pädagogischen Handelns nennt Kolz zum Schluß seiner Ansprache *Philosophia paedagogica*, die Jugendkunde und eine Volkslehre im Sinne Pestalozzis. Seinem Volke fühlte er sich als mecklenburgischer Bauernsohn innerlich verbunden, seinem Volke galt auch sein pädagogischer Dienst. Wenn er in einer Zeit, als es für einen Beamten noch sehr fern lag, dem Nationalsozialismus sich anschloß, so hat das hier seine Grundlage. Es war der idealistische Glaube an die im Volk schlummernden Kräfte, die zu entbinden er in seinem pädagogischen Tun mithelfen wollte. Zu dem Nationalsozialismus, wie er nach 1933 die Macht an sich riß, hat er kein Verhältnis gehabt. Die Partei als solche hat seinen Idealismus auch nie verstanden und ihm in seinem Berufsleben nur Schwierigkeiten gemacht.

Die Mitarbeiter

Klæhns Absicht war, die Tradition der mecklenburgischen Lehrerbildung, die sicher nicht schlecht war, bei dem Neubau des P. I. zu wahren. So wurden aus den Lehrkörpern der bisherigen Seminare zwei Lehrkräfte ausgewählt und hauptamtlich in der Arbeit des P. I. eingesetzt, die sich in der bisherigen Lehrerbildungsarbeit besonders bewährt hatten. Das war aus dem Neuklosterer Kollegium der Studienrat Dr. Scheven und aus Lüththeen der Seminarlehrer Willert, der selbst aus dem Lüththeener Seminar hervorgegangen war. Scheven, der nach Klæhns Berufung in das Schweriner Ministerium bereits vornehmlich Pädagogik unterrichtet hatte und 1942 sein Nachfolger in Schwerin wurde, übernahm in der Arbeit des neuen Instituts neben Kolz pädagogische Vorlesungen, daneben auch die Einführung in die Methodik des Religionsunterrichts. In dem ersten gedruckten Studienplan für das W. S. 1926/27 tritt er mit einer fünfständigen Vorlesung über Geschichte der Pädagogik und einer zweistündigen Arbeitsgemeinschaft über „Probleme der Schulreform“ auf. Willerts Arbeit wurde in demselben Plan mit je einer zweistündigen Arbeitsgemeinschaft in Deutsch- und Geschichtsmethodik angekündigt. Daneben fiel ihm Unterweisung in Zeichnen und Musik zu. Willert ist schon bald wieder aus der Arbeit des P. I. ausgeschieden. Das alles klingt wesentlich bescheidener als das, was in dem Programm des P. I. nach dem Bericht des Rostocker Anzeigers vom 28. April 1926, dem auch die oben angeführten Auszüge

aus den Reden am Eröffnungstage entnommen sind, vorgesehen war. Dort werden als Lehrfächer der neuen Hochschule folgende angekündigt: Geschichte der allgemeinen Pädagogik, experimentelle Pädagogik, allgemeine Unterrichtslehre, Geschichte der Philosophie, Erkenntnistheorie und Logik, Ethik, Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems und der Sinnesorgane, allgemeine Psychologie, differentielle Psychologie, Psychopathologie, Hygiene und Staatsbürgerkunde.

Aus diesem umfangreichen Lehrprogramm, das sich getrost in dem Vorlesungsplan einer Universität sehen lassen konnte, wurden nur einzelne Fächer in den Studienplan des W. S. 1926/27 hineingenommen und von Universitätsprofessoren vertreten. So tritt in dem Plan der Psychologie der Universität Prof. Dr. Katz mit einer zweistündigen Vorlesung über „Das Seelenleben des Kindes und des Jugendlichen mit besonderer Berücksichtigung des Gefühls- und Willenlebens“ auf, daneben der Medizin-Prof. Dr. Rosenfeld mit einer Vorlesung über „Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters“. Den Kritikern und Gegnern der neuen Lehrerbildung war ja vom Ministerium von vornherein vorgehalten, daß die Nähe der neuen Einrichtung zur Universität die Möglichkeit böte, Universitätsdozenten zur Mitarbeit heranzuziehen. Das wurde hier verwirklicht. Das Schweriner Ministerium hat auch weiterhin versucht, das Pädagogische Institut an die Universität heranzurücken. Das geschah insbesondere dadurch, daß Kolz zum Honorarprofessor an der Universität berufen wurde. Viel ist aber dabei nicht herausgekommen.

So sah der erste bescheidene Arbeitsplan des P. I. aus. Er entsprach den räumlichen Verhältnissen und der Zahl und Zusammensetzung der Besucher. Ganz anders aber sieht dann schon zwei Jahre später der Arbeitsplan vom W. S. 30/31 aus. Dort werden mit Vorlesungen und Übungen vier hauptamtliche Dozenten der Pädagogik, je einer für Philosophie und Psychologie, sieben für die didaktischen Fächer und zwei für Musik und Leibeserziehung aufgeführt, ein Plan, der schon in seinem Umfang alle Achtung verdient. Wie war es dazu gekommen?

Der Neuansatz des P. I. von 1927.

Für den Neuansatz in der Bildungsarbeit des P. I. waren nicht etwa die Erfahrungen entscheidend, sondern die politischen Verhältnisse im Lande. Der 4. ordentliche Landtag von Mecklenburg-Schwerin, der 1927 gewählt wurde, wies mit einem deutlichen Ruck nach links veränderte Mehrheitsverhältnisse auf. Es kam anstelle der bisherigen deutschnat. Volkspart. zu einer Regierung der Sozialdemokraten in Verein mit den Demokraten. Unterrichtsminister in der neuen Regierung wurde der Rostocker Studienrat Dr. Möller. Von ihm wurde sogleich wieder die Frage der Lehrerbildung zur Verhandlung gestellt. Das Ministerium legte schon im Herbst 1927 dem Landtag einen neuen Gesetzentwurf vor, der den Hauptanstoß des früheren Gesetzes, das Fehlen der Hochschulreife für das P. I., beseitigte. Man ließ also die 1926 geschaffene Gründung des P. I. von Bestand, änderte nur die Bedingungen für den Eintritt. Das neue Gesetz, das schon im Januar 1927 verkündet wurde, bestimmte in Art. 1 Abs. 2 „Die Allgemeinbildung, die für den Eintritt in das pädagogische Institut vorauszusetzen ist, wird durch Bestehen der Abschlußprüfung einer zur Hochschulreife führenden höheren Lehranstalt nachgewiesen“. Damit war den Forderungen der fortschrittlichen Lehrerschaft entsprochen. Die mecklenburgische Regelung war im wesentlichen der preussischen Neuordnung angeglichen.

Dem Gesetz mußte freilich auch der Ausbau der bisherigen Einrichtungen folgen. Von der baulichen Erweiterung ist oben schon gesprochen. Wichtiger war natürlich die Erweiterung des Lehrkörpers. Seit 1928 trugen die hauptamtlichen wissenschaftlichen Dozenten die Amtsbezeichnung „Professor am Pädagogischen Institut“. Die Erweiterung des Lehrkörpers erfolgte durch Neuberufung von Dozenten für Philosophie und Psychologie, vor allem aber für die didaktischen Fächer. Es wurden durchweg bewährte Studienräte von mecklenburgischen, aber auch von außermecklenburgischen Höheren Schulen berufen. Darüber ist in Nr. 62 dieser Zeitschrift anlässlich des 80. Geburts-

tages von Prof. Dr. Heyde, der seit 1928 Philosophie an der Hochschule lehrte, folgendes berichtet: „Für die Didaktik des Deutschunterrichts wurde Dr. Burmeister gewonnen, der als Herausgeber einer vielbenutzten Fibel für den ganzheitlichen Unterricht bekannt geworden ist, für Mathematik und Rechenunterricht Dr. Drenkhahn, der nach 1948 eine führende Stellung bei dem Aufbau der Pädagogischen Hochschulen in Schleswig-Holstein eingenommen hat, für den Biologieunterricht Dr. Eddebüttel, der, obwohl aus Hamburg berufen, bald ein vortrefflicher Kenner der mecklenburgischen Tier- und Pflanzenwelt wurde, für Geschichte Dr. Folkers, der einen Namen hatte als Kenner des mecklenburgischen Volkstums und des mecklenburgischen Dorfes und seiner Bauernhäuser, für Erdkunde Dr. Gerdessen, der als Volksschullehrer promoviert hatte und dadurch für diese Arbeit besonders qualifiziert schien, für Musikerziehung der jüngst verstorbene und posthum mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg ausgezeichnete Friedrich Siems. Psychologie lehrte der von Greifswald berufene Privatdozent Dr. Busemann, der nach seinem baldigen Fortgang durch den Tübinger Privatdozent Dr. Pfahler ersetzt wurde.“

Mit diesen Neuberufungen hatten die didaktischen Fächer das deutliche Übergewicht erhalten. Das war der Plan von Kolz, zu dem sich wohl erst zögernd Klaehn bekannte, für den nach wie vor Pädagogik und Psychologie im Mittelpunkt der Arbeit stehen sollten. Für die Arbeit des Rostocker Pädagogischen Instituts aber wurde entscheidend die starke Betonung des Sachgehalts der Volksschule, deren fach eigene Unterrichtsform zu entfalten, Aufgabe der Dozenten der Lehrkräfte der Didaktik war.

Mit dieser Neuordnung nach 1927 hatte das P. I. eine Form gefunden, mit der es sich neben den preußischen Pädagogischen Akademien durchaus sehen lassen konnte. Es ist eifrig gearbeitet worden an dieser neuen Hochschule von Dozenten und Studenten, und es sind tüchtige Lehrer aus der Anstalt hervorgegangen. Aber ihr war nur ein kurzes Leben beschieden, denn der Krieg machte dem verheißungsvollen Neuanfang der Lehrerbildung bald ein Ende.

ALS NOCH EIN RUNDGANG ZU ZWEIN

Im Nachruf auf unseren verewigten Carl Risch („Carolinum“ Heft 71, Seite 54) wird ein Vers zitiert, den er so liebte. Es sind aber keine Worte Hölderlins, wie angegeben wurde, sondern Worte Stefan Georges. Der Vers stammt aus seinem Werk „DAS JAHR DER SEELE“ und ist in der 10. Auflage (1921) dieses bei Georg Bondi in Berlin erschienenen Werkes auf Seite 93 veröffentlicht.

Wir bringen hier den vollständigen Text dieses einzigartigen Gedichtes in der besonderen Schreibweise:

Es lacht in dem steigenden jahr dir
Der duft aus dem garten noch leis.
Flicht in dem flatternden haar dir
Eppich und ehrenpreis.

Die wehende saat ist wie gold noch.
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich.
Rosen begrüßen dich hold noch.
Ward auch ihr glanz etwas bleich.

Verschweigen wir was uns verwehrt ist.
Geloben wir glücklich zu sein
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist
Als noch ein Rundgang zu zwein.

Die „Landeszeitung“

Zusammengestellt aus alten Zeitungen, insbes. der Jubiläumsausgabe anlässlich des 40-jährigen Bestehens, sowie aus anderen Zeitdokumenten und eigener Erinnerung von Helga P a p e .

Am 1. Oktober 1976 hätte die ‚Landeszeitung‘ auf ein Bestehen von 90 Jahren zurückblicken können, wenn nicht das Schicksal es anders bestimmt hätte.

So wollen wir zurückschauen in die Vergangenheit und uns in Erinnerung rufen, was diese Zeitung für die damaligen ‚beiden Mecklenburg und die Nachbargebiete‘ (so ihr Titel) bedeutet hat.

Doch vorerst ein paar allgemein klärende Begriffe zum Thema ‚Zeitung‘. Sie unterrichtet in regelmäßiger Folge die breiteste Öffentlichkeit über das jüngste Gegenwartsgeschehen. Dabei gestaltet die Redaktion den geistigen Inhalt und das graphische Bild der Zeitung. Als Quelle dient ihr die Nachricht in Wort und Bild aus allen Teilen des öffentlichen Lebens. Diese wird durch Nachrichtenbüros oder von eigenen Mitarbeitern (Reportern, Berichterstatern, Korrespondenten) geliefert. Verarbeitet und verwertet werden diese Nachrichten dann in Artikeln (Leitartikeln, Kommentaren, Glossen etc.). Beiträge zur Unterhaltung und Beilagen dienen der Aufgabe, breiteste Kreise auch im Einzelinteresse zu erfassen.

Der redaktionelle Teil gliedert sich gewöhnlich in Politik, Wirtschaft, Kultur, Unterhaltung (Feuilleton), Lokalteil, Sport.

Der Anzeigenteil nimmt gegen Bezahlung Mitteilungen und Bekanntmachungen privater Art auf.

Gedruckt wird meist auf modernsten (Rotations-)Maschinen, da die hohe Auflage und die kurze Herstellungszeit größte Leistungsfähigkeit erfordern.

Eine eigene Expedition sorgt für den Vertrieb und der Verlag besorgt sodann die wirtschaftliche und technische Leitung.

Wie sah es nun in Neustrelitz im Jahre 1886 aus, als die ‚Landeszeitung‘ erstmals erschien? Es war noch ein verträumtes und in mancher Beziehung sogar ‚rückständiges‘ Gemeinwesen.

Hier entschloß sich also mein damals 37-jähriger Großvater Emil F r e h s e , eine neue Zeitung zu gründen. Er war sich der Schwierigkeiten, die sein junges Unternehmen zu überwinden haben würde, durchaus bewußt; denn als echter Mecklenburger kannte er auch des Mecklenburgers Art, allem Neuen zuerst mißtrauisch und zurückhaltend gegenüber sich zu verhalten.

Bei seinem Großvater, dem Hofbuchhändler Hinstorff in Wismar, dem verdienstvollen Verleger Fritz Reuters, lernte er den Verlags- und Sortimentsbuchhandel und erweiterte seine fachlichen Kenntnisse in Sortimenten, in Verlagsbuchhandlungen und Druckereien des In- und Auslandes.

1883 kam er nach Neustrelitz und erwarb nach des Besitzers Tode die Barnewitz'sche Hofbuchhandlung. Sein ursprünglicher Plan, nach dem Tode des Buchdruckers Spalding die ‚Neustrelitzer Zeitung‘ zu erwerben, scheiterte am Widerstand der Erben, die an der Verwaltung der Zeitung beteiligt bleiben wollten. So entschloß er sich, am 1. Oktober 1886 im selben Hause der damaligen Barnewitz'schen Hofbuchhandlung (Strelitzer Straße 1) die ‚Mecklenburg-Strelitz'sche Landeszeitung‘ herauszugeben. Später, als ihr Wirkungskreis sich auch über weite Teile von Mecklenburg-Schwerin und die angrenzenden Nachbargebiete erstreckte, kam dies auch im Namen der Zeitung zum Ausdruck, die nun als ‚Landeszeitung für beide Mecklenburg und die Nachbargebiete‘ mit dem Untertitel ‚verbunden mit der Neustrelitzer Zeitung und Wesenberger Zeitung‘ erschien. (Nach der Zusammenlegung der beiden Mecklenburg 1933 hieß sie dann ‚Landeszeitung für Mecklenburg‘).

Da nun die aufblühende Zeitung alle Kräfte meines Großvaters in Anspruch nahm, verkaufte er 1890 die unter der Firma ‚Barnewitz’sche Hofbuchhandlung‘ innegehabte Sortimentsbuchhandlung an den Buchhändler Kruse — von dem sie später die Fam. Cramer übernahm —, behielt aber für sein Verlagsunternehmen die bisherige Firma mit dem Zusatz ‚Verlags-Conto‘ und seines Namens bei.

Es folgten arbeitsreiche Jahre; denn es galt, der ‚Landeszeitung‘ ein weites Verbreitungsgebiet zu schaffen, sollte sie ihrem Namen und Programm entsprechend die Zeitung des ganzen Landes sein.

Am 1. Januar 1911— kurz vor dem 25jährigen Jubiläum der LZ — trat mein Vater Henry P a p e in die Firma ein und übernahm als Chefredakteur die Leitung der Zeitung. Seine in großen auswärtigen Zeitungsunternehmen gewonnenen vielseitigen journalistischen und geschäftlichen Erfahrungen kamen nun dem Unternehmen zugute. Der Nachrichtendienst wurde erheblich erweitert, der Unterhaltungsteil ausgebaut und verbessert und das Berichterstatterwesen auf eine neuzeitliche Grundlage gestellt. In klarer Erkenntnis ihrer Bedeutung wurde den Fragen moderner Technik ein großes Interesse entgegengebracht und die Leserschaft damals besonders von den Erfolgen und Fortschritten der Luftschiffahrt unterrichtet.

Der Erfolg dieser großzügigen Neuorganisation blieb nicht aus. Die ‚Landeszeitung‘, die vorher schon die größte Zeitung im Lande gewesen war, wuchs mit dem Umfang der Bezieher, und bald erwiesen sich die bisher dem Betrieb dienenden Räume als zu eng.

1912 wurde deshalb das Gebäude in der Schloßstraße 2 erworben und auf dessen Hintergelände eine umfangreiche, klar gegliederte und zweckentsprechende Betriebsanlage geschaffen.

Seit der Gründung der LZ wurde der für die Drucklegung der Zeitung eingerichtete Betrieb, aber auch der Herstellung von Drucksachen dienstbar gemacht, die nach und nach die Anschaffung größerer Maschinen erforderlich machte. So wurden auch die vom eigenen Verlag herausgegebenen Bücher hier gedruckt und in der dazu gehörenden Buchbinderei gebunden.

Galt während der ersten Jahre die Drucksachenanfertigung noch als Nebenbetrieb, so änderte sich das mit dem Eintritt meines Vaters in die Firma, der als geschulter Journalist sofort erkannte, daß die völlige Unabhängigkeit der Zeitung auf die Dauer nur durch einen Druckereibetrieb im eigenen Hause gewährleistet werden konnte, der seinen Kundenkreis auch außerhalb des Verbreitungsgebietes der LZ hatte.

In den beiden Weltkriegen wurden an die ‚Landeszeitung‘ — wie an alle Unternehmungen — die größten Anforderungen gestellt. Trotz aller Schwierigkeiten war sie aber stets in der Lage, ihre Pflicht gegenüber der großen Leserschaft, die jetzt die Zeitung mit doppeltem Interesse las, zu erfüllen.

Noch während des Ersten Weltkrieges endete ein jäher Tod das Leben des Großherzogs Adolf Friedrich VI. und der Thron des Landes Mecklenburg-Strelitz stand verwaist. Die Selbständigkeit des Landes war stärker, als mancher vielleicht damals ahnte, bedroht. Diese Gefahr erkannte die ‚Landeszeitung‘ von vornherein und hat alles, was in ihren Kräften stand, getan, um dem Lande die Selbständigkeit zu erhalten. Hätte sie damals gezögert oder gar einen anderen Standpunkt eingenommen, so wäre Mecklenburg-Strelitz schon damals dem Lande Mecklenburg-Schwerin einverleibt gewesen. Was das für die damalige Wirtschaftslage der Bevölkerung für Folgen gehabt hätte, konnte man sich gut vorstellen.

Dem traurigen Ende des Krieges 1914—1918 folgte der Zusammenbruch der alten Staatsform im Reich und in den Ländern. Auch hier hat die ‚Landeszeitung‘ die neue Situation sofort klar erkannt und durch Aufklärungsarbeit und Mahnungen zur Besonnenheit erreicht, daß sich die Umgestaltung fast reibungslos und ohne Schaden für die Bevölkerung vollzog. Auch auf die Gestaltung der Verfassung ist die Politik der ‚Landeszeitung‘, die ja nun in der Lage war, eine konsequente Landespolitik zu betreiben, nicht ohne Einfluß gewesen. Diese Politik erstrebte unter Anerkennung der neuen

Staatsform einen versöhnenden Ausgleich der politischen Gegensätze und eine Verständigung aller Schichten der Bevölkerung. Von der Regierung wurden vor allem klare Finanzverhältnisse und wirtschaftliche Verwendung der Staatseinnahmen gefordert.

Mit dem Kapp-Putsch im März 1920 kamen auch für Neustrelitz aufregende Tage. In der Folge verlor es den Rest seiner früheren Garnison, in der das Grenadier-Regiment 89 — durch seine goldenen Uniformspiegel das ‚Goldene Bataillon‘ genannt — gestanden hatte *).

Die ‚Landeszeitung‘ gehörte damals übrigens zu den ganz wenigen Zeitungen in Deutschland, die ihr Erscheinen trotz des Generalstreiks nicht unterbrachen.

Am 18. Dezember 1920 starb mein Großvater und mein Vater wurde nun alleiniger geschäftsführender Inhaber.

In der Inflationszeit waren Verlag und Redaktion vor schwersten Aufgaben gestellt. Hatte die LZ sich stets für die Belange der Stadt und ihrer Bevölkerung eingesetzt, so soll nicht vergessen werden zu erwähnen, daß auch der Druckereibetrieb für sie eingesetzt wurde. Anstelle von Geschäftsdrucksachen wurden — wie schon im Krieg — die durch die Rationierung für alle möglichen Artikel des täglichen Bedarfs benötigten Ausweiskarten und Formulare hergestellt, und als die Notenpressen des Deutschen Reichs den Geldnotenbedarf nicht mehr bewältigen konnten, wurde sogar für verschiedene Städte, insbesondere auch für den Staat Mecklenburg-Strelitz, unter strengster Bewachung Notgeld gedruckt.

Nach Überwindung der Krise ging man an einen neuen Ausbau des Unternehmens. Eine Berliner Vertretung mit besten Beziehungen zu maßgebenden politischen Kreisen wurde geschaffen, die tägliche Unterhaltungsbeilage lebte neu auf, eine landwirtschaftliche Wochenbeilage erschien und jeden Sonntag erhielten die Bezieher eine große 8seitige illustrierte Beilage.

Durch Einrichtung des Funkdienstes, den die ‚Landeszeitung‘ als eine der ersten Zeitungen in Deutschland schon gleich nach der Inflation einführte, wurde der gesamte Nachrichtendienst auf eine ganz neue Basis gestellt. Eine Folge aller dieser Verbesserungen war dann ein stetiges Wachsen der Bezieherzahl. Deshalb richtete die Bezugs-Abteilung, die ja gern jeden Leser zufriedenstellen will, vor allem ihr Augenmerk auf eine schnelle Beförderung der Zeitung. Dementsprechend hatte die Versand-Abteilung für schnellste und pünktliche Abfertigung zu sorgen. So konnte die Zeitung schon jedem Leser zur Abendlektüre auf dem Tisch liegen, von langjährigen Trägern und Trägerinnen am Ort selbst zugestellt und durch Post, Bahn und später auch eigenem Autodienst selbst in die entlegensten Ortschaften gebracht, wobei in Neubrandenburg sogar eine eigene Filiale bestand. Selbst nach Übersee wurden Exemplare in größerer Anzahl an die dorthin ausgewanderten Mecklenburg-Strelitzer geschickt. Für sie war die regelmäßige Lektüre der LZ von ganz besonderem Wert, war sie doch eine geistige Brücke zwischen der Heimat und draußen, die sie nicht missen wollten.

Hatten schon Krieg und Inflation tief in die Geschicke der Stadt eingegriffen, so wurden durch den Brand des Landestheaters im Januar 1924 fast alle wirtschaftlichen Grundlagen, die Neustrelitz bis dahin besessen hatte, zerstört. Die Stadt stand gleichsam vor dem Nichts. Doch die neue Stadtverwaltung legte die Hände nicht in den Schoß und ging mutig und entschlossen an die Neugestaltung der Dinge, zu denen u. a. auch die Hebung des Fremdenverkehrs gehörte, für den dann entsprechende ‚Fremdenführer durch Neustrelitz und Umgebung‘ vom Verlag der ‚Landeszeitung‘ gedruckt und mit Bildern aus der eigenen Bildstelle sowie des bekannten Photographen R. Knöfel versehen wurden.

Nicht zu vergessen sei aber noch, daß auch das ‚Carolinum‘ als Zeitschrift der ‚Ehemaligen‘ in der ‚Landeszeitung‘ damals gedruckt wurde.

*) Erst 1935 wurde Neustrelitz wieder Garnison mit dem damaligen ‚Infanterie-Regiment Döberitz‘, das als Infanterie-Regiment 48 in die neuerbauten Kasernen einzog.

In dem Für und Wider betr. den Neubau des Landestheaters war es endlich gelungen, den Wiederaufbau zu sichern, zu dem die Stadt allerdings selbst 150 000 RM beitragen mußte. Die ‚Landeszeitung‘ und insbesondere mein Vater als Vorsitzender des Theater-Beirats haben ständig für diesen Wiederaufbau plädiert und zu Spenden in der Bevölkerung aufgerufen, zu denen sogar wir noch als Schülerinnen im Lyzeum unser Scherflein beitrugen. 1928 wurde dann das neue, noch heute stehende Theater eingeweiht.

Zwei Jahre vorher konnte mein Vater am 1. Oktober 1926 mit uns und allen Mitarbeitern, sowie einer großen Zahl von Ehrengästen, das 40jährige Jubiläum unserer Zeitung voller Stolz feiern.

Unter all' den zahlreichen Grußadressen anlässlich dieses Jubiläums möchte ich hier die unseres damaligen Landesbischofs D. Tolzien besonders erwähnen, in der er von der ‚Presse als einer Großmacht, dem stärksten Volkserzieher‘ spricht. ‚Weder Kirche noch Schule erreichen das Hochmaß ihres Einflusses, denn sie erfassen immer nur einzelne, aber die Presse ist die Groß-Kanzel, von der aus die ganzen Massen angedredet werden. Wie die Presse, so das Volk.‘ . . . ‚So lange ich hier im Amte bin, hat die ‚Landeszeitung‘ meinen christlichen Zeitbetrachtungen ihre Spalten geöffnet und damit der religiösen Durchdringung des Volkes gedient. Das ist um so bemerkenswerter, als sie und ich die Ersten gewesen sind, die auf solche Weise und in solchem Ausmaße zusammen gearbeitet haben . . .‘

Das 50jährige Jubiläum zu erleben war meinem Vater nicht mehr vergönnt — ein halbes Jahr vorher starb er am 2. März 1936. Jetzt übernahm seine zweite Frau als Vorerbin die Leitung der Zeitung, die sie mit großem Geschick unter Beihilfe langjähriger treuer Mitarbeiter bis zum traurigen Ende 1945 führte.

Der Nationalsozialismus hatte seit 1933 die bisherige Struktur des deutschen Zeitungswesens systematisch zerstört. Der Eher-Verlag (‚Völkischer Beobachter‘ und Gaublätter wie z. B. der ‚Niederdeutsche Beobachter‘ in Schwerin mit zeitweiliger Niederlassung auch in Neustrelitz) gewann, durch Partei und Staat gestützt, eine monopolartige Stellung, gegen die die übrigen Zeitungen es schwer hatten, sich zu behaupten.

Im Jahre 1932 gab es in Deutschland 4703 Zeitungen, 1944 noch 900! Daß die ‚Landeszeitung‘ dazu gehören konnte, verdankt sie nicht nur der geschickten Leitung, sondern auch vielen treuen Mitarbeitern und Freunden.

Mit dem Zusammenbruch 1945 mußten die deutschen Zeitungen ihr Erscheinen einstellen. Der Neuaufbau der Presse vollzog sich unter den Lizenzbedingungen der Besatzungsmächte nach deren jeweiliger politischer Grundauffassung und der Richtung einer ‚demokratischen Erneuerung‘ (‚reeducation‘). Im Jahre 1949 erfolgte in der Bundesrepublik die Freigabe des Zeitungswesens im Sinne freier demokratischer Gestaltung und eigener, zunächst föderalistischer Pressegesetzgebung.

In der sowjetisch-besetzten Zone aber wurde das Zeitungswesen zwangsweise zur ‚Presse neuen Typs‘ umgeprägt, d. h. zu kommunistischer Grundhaltung nach dem Muster der Presse der Sowjetunion als ‚operatives Mittel der Partei zur bewußten Lenkung und Erziehung der Massen‘. So hatte auch die ‚Landeszeitung‘ zu bestehen aufgehört. Sie wurde enteignet. An ihre Stelle trat eine Zeitung des ‚neuen Typs‘, die in den Räumen der ehemaligen LZ gedruckt wurde.

Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel †



Der letzte aus dem alten Lehrerkollegium unseres ehemaligen Neustrelitzer Realgymnasiums ist für immer von uns gegangen. Am 26. April 1976 entschlief in Darmstadt, wo er am 31. 12. 1889 geboren wurde, Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel nach langem Leiden. Seine gütige und gewissenhafte Art, mit der er seinen auf reichem Wissen beruhenden Unterricht zu gestalten vermochte, und seine stille Fröhlichkeit, die ihn auch auf manchem Marburger Treffen, zuletzt noch 1973 („Carolinum“ Nr. 67, S. 59), unsere Sympathie gewinnen ließ, bleiben uns unvergesslich. Mit Dr. Hans Stichel ist eine Lehrerpersönlichkeit dahingegangen, die ihrem Berufe wahrhaft verbunden und auch nach außen hin stets menschlich aufgeschlossen war. Er bewährte sich in schwersten Jahren und blieb bescheiden sich selber treu. Wie sehr er auch seiner letzten Schule in Darmstadt Anhänglichkeit bewahrte, brachte die Direktorin an seinem Grabe in warmherzigen Worten zum Ausdruck.

Gießen neuere Philologie und promovierte 1912 mit sehr gut. Nach Referendarsjahren und bestandenem Assessorexamen kam er im November 1914 an die Schillerschule in Friedberg, wurde dann zum Heeresdienst eingezogen und als Unteroffizier in Ostgalizien durch Kopfschuß und Schädelbruch schwer verwundet. Nach der Lazarettbehandlung nur noch arbeitsverwendungsfähig, wurde er vom Militärdienst beurlaubt und erhielt im Mai 1916 eine Assessorenstelle in Alzey. In Gießen unternahm er sich erfolgreich einer Erweiterungsprüfung in Geschichte für Oberstufe, heiratete 1917 und bewarb sich im April 1920 nach Neustrelitz, wo er als Oberlehrer und später als Studienrat am Realgymnasium ins Beamtenverhältnis übernommen wurde. 1925 wurde diese Schule mit dem Carolinum vereinigt. Dr. Stichel wirkte hier bis 1945. Hier wurden auch 1922 seine Tochter Waltraut und 1927 seine Tochter Renate geboren.

Dr. Stichel unterrichtete Englisch und Französisch in allen Klassen bis zur Oberprima, Deutsch und Geschichte bis zur Obersekunda einschließlich, daneben Spanisch und Stenografie als Wahlfächer und schließlich auch Erdkunde. Er verwaltete mit großer Umsicht die Lehrer-Bibliothek des Carolinums und war ehrenamtlich im zivilen Luftschutz tätig. Nach der sowjetrussischen Besetzung von Neustrelitz wurde er mehrfach verhaftet. Seine Wohnung wurde von den Russen beschlagnahmt. Seine aus Gießen stammende Ehefrau, die er vor dem Einmarsch der Russen mit seinen beiden Töchtern nach Schwerin geschickt hatte, starb an Hungertyphus, während es den Töchtern gelang, weiter nach Darmstadt zu fliehen.

Ein ehemaliger Schüler verhalf dann Dr. Stichel — nur mit einem kleinen Rucksack, dem Rest seiner Habe, versehen — ebenfalls zur Flucht nach Darmstadt, wo er schwer erkrankt, ein viertel Jahr lang in einem Krankenhaus behandelt werden mußte. Die Zu-

zugsgenehmigung wurde ihm, obwohl in Darmstadt gebürtig, erst viel später und nach großen Schwierigkeiten erteilt.

Am 10. Oktober 1947 wurde er wieder zum Schuldienst zugelassen. Er unterrichtete an der Viktoriaschule in Darmstadt, wurde 1953 zum Oberstudienrat befördert und erteilte auch nach seiner Pensionierung noch Aushilfsunterricht, teils an der Alice-Eleonoren-Schule, teils an der Viktoriaschule. Klassenunterricht erteilte er noch im 71. Lebensjahr und Privatstunden in Latein, Englisch und Französisch noch bis zum 81. Lebensjahr.

Dem Carolinum in Neustrelitz, das ihm in 25 Jahren zur zweiten Heimat geworden war, und der Carolinerschaft fühlte er sich bis zuletzt verbunden. In diese Gemeinschaft wuchs auch seine zweite Ehefrau Lina geb. Cramer, die er 1949 in Darmstadt heiratete, als unmittelbar zugehörig hinein. Wir Caroliner empfinden mit ihr und ihren Angehörigen ihren schmerzlichen Verlust!

IN DEN TAG MICH SELBST ZU BRINGEN

Gedichte von Goede Gendrich

Gedichte sind heutzutage ein Risiko! Sie zu schreiben — sie zu lesen — und sie zu rezensieren. Entweder man versteht die Verse einfach nicht, weil der Autor seine Metaphern völlig wirr durcheinanderschlingt, um nur ja „modern“ zu sein — oder weil der Verfasser sich nicht verständlich machen kann aus seinem selbstgewählten, verwinkelten Elfenbeinturm heraus — oder weil einfach nichts darinsteht als hohle Worte. Eine andere Gruppe von Gedichten enthält Gedanken, die man schon oft und weit besser formuliert gelesen hat. Eine dritte Gruppe schließlich besteht mehr oder weniger aus Eiertänzen des Verfassers, damit er nur ja nicht in den „bösen“ Geruch komme, Gefühle oder Gemüt zu besitzen und gar zu zeigen. All solche Verse werden wohl bald vergessen sein, obwohl oder vielleicht weil sie den weit überwiegenden Teil der heutigen Lyrikproduktion ausmachen.

Nur selten bekommt man Gedichte in die Hand, die unmittelbar ansprechen, die echtes Gefühl in sich tragen und sich dessen nicht schämen — die den Leser anrühren und ihn deshalb auch angehen. Solche Arbeiten finden sich in dem neuen Buch von Goede Gendrich, Caroliner und Forstamtmann im Ruhestand. Gendrich stellt unter dem Titel „Ein Leuchten liegt auf allen Dingen“ Gedichte und Gedanken eines Forstmannes zusammen. Dem Bläschke-Verlag in Darmstadt ist es zu danken, daß die einprägsamen Verse der Öffentlichkeit zugänglich wurden. Ein kluges Geleitwort von Gottfried Pratschke ist dem Werk vorangestellt — ebenso die Vertonung des Gedichtes „Deine Hände“ durch Theodor v. Krogh. Und dieses Gedicht, das der Gattin des Verfassers gewidmet ist und das auch die Titelzeile für das gesamte Buch enthält, wird sofort zu einem Höhepunkt des Werkes. Hier spricht sich, gradlinig und klar und ehrlich, die tiefe, liebende Dankbarkeit des Autors gegenüber seiner Frau aus — eine Rarität in der heutigen Literatur, für die man um so dankbarer sein darf. Liebe zu Mensch und Schöpfung zeichnet dann den gesamten ersten Teil aus, den der Verfasser überschrieb „Die Suche führte durch den vollen Tag“, wobei diese Suche in viel größere Weiten geht als in den unmittelbar angesprochenen Forst.

Ebenso vielschichtig ist der Begriff „Jahreszeiten“, mit dem Gendrich die zweite Gruppe seiner Gedichte überschreibt — und ringende Gespräche mit Gott und dem

Schicksal enthält die dritte Gruppe „In den Tag mich selbst zu bringen“. Auseinandersetzungen mit Musik und Dichtung bilden den Abschnitt „Gefäße zu füllen seid ihr gerufen“ — tiefgefühlte und ausdrucksstarke Liebesgedichte bringt das Kapitel „Wir — du und ich“. Auf diese Gruppe folgt dann, und das macht den Band ganz besonders liebenswert, eine Reihe von plattdeutschen Gedichten, unter denen besonders eines herausragt: die erschütternde Dichtung „Eenmal wedder dörch de Heimat gahn“. Klar in der Sprache und im Ausdruck, sicher in der Form sind die Gedichte dieses Bandes, den man, darin muß man dem Geleitwort folgen, ganz sicherlich in stillen Stunden immer wieder zur Hand nehmen wird. Gendrich sucht wahrhaftig das Leuchten, das auf allen Dingen liegt — und er findet es in der Liebe zur Lebensgefährtin und zur Heimat, in der Demut vor Gott und seiner Schöpfung, in der Darstellung unserer Zeit und der Hoffnung auf eine bessere. Goede Gendrich läßt seinen Gedichtband ausklingen mit dem Vers:

Was heute noch Hoffnung,
wird morgen Vermögen;
was gestern Gebärde,
am Ende Geburt.

Möge der Autor recht haben — möge uns allen das Leuchten auf den Dingen nie erlöschen!

Gerd Lüpke

Der Gedichtband „Ein Leuchten liegt auf allen Dingen“ erschien beim Bläschke-Verlag, Darmstadt. Preis in Leinen gebunden DM 12,50. Unter dem Pseudonym Goede Gendrich verbirgt sich der 1912 in Mirow geborene Forstamtmann a. D. Ludwig Dörbandt. Beim Verlag Paul Parey in Hamburg wird im Februar 1977 eine Sammlung von alten und neuen Waidprüchen erscheinen, die er zusammengestellt hat. Der Spruchband wird in zwei Farben gedruckt und mit alten Jagdstichen und Holzschnitten illustriert.